



Abonnements
nehmen außer der Expedition in Breslau alle Buch-
handlungen und Postanstalten des Deutschen Reiches
entgegen.

Ausgegeben am 4. October.

Der Jahrgang läuft vom 1. October 1885 bis dahin 1886.

Abonnements-Preis
bei allen Buchhandlungen M. 1.— pro Quartal,
bei sämtlichen Postanstalten M. 1.20 pro Quartal.
Preis der einzelnen Nummer 10 Pf.

Die Tochter des Commerzienraths.

Roman von Ewald August König.

Nachdruck verboten.
Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Erstes Capitel.

Freut Euch des Lebens,
Weil noch das Lämpchen glüht;
Pflücket die Rose,
Eh' sie verblüht!"

Eine dünne, zitternde Stimme sang in den höchsten Tönen das alte Liedchen, und nun fuhr eine helle, jugendliche Mädchenstimme fort:

"So Mancher schafft sich Sorg' und Müß',
Sucht Dornen auf und findet sie
Und läßt das Weischen unbemerkt,
Das ihm am Wege blüht."

Auf dem Hofe des palastartigen Hauses standen zwei Mägde, sie schauten beide zu den Dachfenstern hinauf.

"Der alte Friedeberg freut sich noch immer seines Lebens und steht doch schon mit einem Fuß im Grabe," sagte eine von ihnen spöttisch.

"Und die blonde Helene, seine Enkelin, braucht auf ihre Stimme auch nicht stolz zu sein, sie ist noch lange keine Nachtigal," erwiderte die Andere, und lachend gingen sie beide in das Haus zurück.

Nein, eine Nachtigall war die blonde Helene nicht, die Enkelin des alten Tischschniders Johann Friedeberg und das einzige Wesen, das er auf Gottes weiter Erde noch sein eigen nannte, aber schön, tugendhaft und liebreizend war sie, das mußten auch ihre Neider zugeben.

Hoch oben in seiner geräumigen Dachkammer hockte der alte Mann auf dem Tisch, Schere und Nadel eifrig handhabend; aus seinen klugen hellen Augen traf dann und wann ein zärtlicher und dennoch wehmüthiger Blick das goldblonde Haupt Helenens, die vor ihrem Nähtischchen am Fenster saß.

Der Gehang war verstummt, Friedeberg warf die schäbige, verblüdete Weste beiseite, deren Ausbesserung er eben beendet hatte und strich tief aufathmend mit der mageren Hand über sein kahles Haupt, das nur noch ein dünner Kranz schneeweißen Haars umgab.

"Nun wird's da unten bei Commerzienraths bald beginnen," sagte er leise: „um ein Uhr soll die Trauung sein, das Fräulein ist jetzt schon Frau Gräfin."

"Gräfin Saratoin," nickte Helene, die tiefbraunen Augen erhebend und mit träumerischem Blick zu den grauen Herbstwolken emporschauend, die langsam über die Dächer zogen. "Die Reichen haben doch viel vor uns voraus, Großvater!"

Der alte Mann schüttelte das Haupt mit ernster, mißbilligender Miene.

"Laß nicht den Neid in Dein junges Herz einziehen," warnte er, „er frißt sich tief hinein und verbittert Dir jede Lebensstunde. Wenn auch der Reichtum gar viele Annehmlichkeiten gewährt, die dem Armen versagt sind, und wenn es auch schwer ist, neidlos zuzusehen und dabei zufrieden zu bleiben, so liegt doch das wahre Glück nur in der Zufriedenheit."

"Giebt es ein wahres und ungetrübtes Glück?" fragte Helene zweifelnd.

"Nein, mein Kind, auf dieser Erde ist Alles unvollkommen," antwortete er seufzend, „nur die Todten sind glücklich zu nennen."

Ein rasches Pochen an der Thür nöthigte ihn, abzubrechen, seine unwohlthunende Miene heiterte sich auf, als er in das frische, lächelnde Antlitz des elegant gekleideten Herrn blickte, der auf der Schwelle des Zimmers stand.

"Nur herein, Herr Grassmann!" sagte er in sichtbar froher Erregung; „womit kann ich dienen?"

"Mit einem Zwirnsfaden, Meister," erwiderte der Angeredete, dem schönen Mädchen, das sich erhoben hatte, freundlich zuziehend. "Darf ich in Gegenwart der holden Dame den Rock ausziehen? Ich hab' mir eine Fäul hineingerissen, mit der ich nicht gerne mich auf der Straße zeigen möchte. Unser Hausknecht verdiente Ehrenmitglied der hochachtbaren Schneider-Innung zu werden; mit einer Consequenz, die einer besseren Sache würdig wäre, läßt er alle Nägel in den Kistenbedeln, und er weiß diese mit der rauhen Seite so geschickt aufzustellen, daß jeder Schneider seine Freunde daran haben muß."

"Schade um den schönen Rock," sagte der alte Mann, während er mit prüfendem Blick den Riß betrachtete. "Aber arbeiten Sie denn heute Nachmittag da unten?"

"Wir haben gearbeitet bis jetzt, nun wird uns gnädigst erlaubt, bis morgen früh unsern Vergnügen nachzugehen," entgegnete Grassmann, mit der Hand durch den langen blonden

Vollbart fahrend. „Morgen ist freilich Sonntag, aber den Herrn Commerzienrath genirt das weiter nicht, das Haus Josef Leyendeker und Compagnie läßt seine Sklaven auch am Tage des Herrn arbeiten.“

„Doch nur eine Stunde?“ warf Helene scherzend ein.

„Einige, mein Fräulein; das genügt, uns die Freude an diesem von Gott eingesetzten Ruhetage zu verderben.“

„Sie sind doch zur Hochzeit geladen?“ fragte Friedeberg, der mit der Ausbesserung des Risses bereits beschäftigt war.

„Keiner vom Personal,“ erwiderte Graßmann. „Was sollen wir dort? Nein, alter Herr, da sitzen nur Commerzienräthe und solche die es werden wollen, Offiziere, hohe Beamte, Professoren und Directoren, kurz: la crème de la société!“

„Aber Sie, der erste Reisende des Hauses —“

„Ach, nur ein Commis voyageur! Und noch dazu ein verheiratheter, der weder als Tanzbär, noch als Maitre de plaisir benutzt werden kann! Wo denken Sie hin! Der vornehme Herr Commerzienrath und seine noch vornehmere Frau Gemahlin würden sich unsterblich blamiren, wenn sie solche Gäste an ihrem Tische hätten. Ja, wenn ich mich ihnen als Kellner angeboten hätte, das wäre etwas Anderes gewesen.“

Der alte Mann sowohl wie seine Tochter mußten unwillkürlich lachen über den trocknen Humor, mit dem Graßmann seinem Verrger Luft gemacht hatte.

„Fräulein Leyendeker macht eine glänzende Partie?“ fragte Helene.

„Oh, ja, was man so glänzend nennt, indessen glaube ich, daß alle Vortheile dieses Glanzes auf der Seite des Herrn Grafen Ivan Saratow sind. Eine brillante Aussteuer kann auch einem russischen Grafen sehr gelegen kommen, besonders wenn er keine Heimat und also auch keine Güter mehr hat.“

„Keine Heimat?“ fragte Friedeberg, überrascht aufschauend.

„Politischer Flüchtling!“ erwiderte der Reisende achselzuckend, während er seinen Rock wieder in Empfang nahm und ein Geldstück auf den Tisch legte. „Baares Geld soll er gerettet und mitgenommen haben, aber seine Güter sind confiscirt, so behauptet man. Der Schwiegervater hat ja genug, das gräßliche Ehepaar wird vorläufig nicht Noth leiden. Wie es dann später wird, wissen die Götter; alle Leute können plötzlich sterben und der einzige Sohn des Hauses, der junge Herr Georg gehört leider nicht zu denen, die das von den Vätern Ererbte zusammenzuhalten verstehen.“

Ein treuherziger warnender Blick begleitete die letzten Worte, und dieser Blick ruhte einige Secunden auf dem leicht erröthenden Antlitze des Mädchens, das mit seiner Stiderei wieder beschäftigt war.

„Es wechselt Alles im Leben,“ nahm Friedeberg wieder das Wort, der den warnenden Blick nicht bemerkt hatte; „ich habe Manchen gekannt, der wegen seines Reichthums beneidet wurde und schon nach kurzer Zeit ein Almosen mit Dant annahm. Das ist da unten wohl so bald nicht zu befürchten, der Herr Commerzienrath soll ja steinreich sein.“

„Steinreich, na ja, das lasse ich mir gefallen,“ spottete Graßmann, vor den kleinen Spiegel tretend, vor dem er mit gedankenvoller Miene an den Spitzen seines Bartes drehte, „er besitzt dieses Haus und einige andere, die aus vielen Steinen erbaut sind, nur sind Steine keine coursfähige Münze. Wenn ich einen tüchtigen, rechtschaffenen und natürlich auch etwas vermögenden Mann wüßte, mit dem ich mich associiren könnte, so wüßte ich schon vorwärts kommen und es bald so weit bringen, wie der Herr Commerzienrath. Hochmuth kommt immer vor dem Fall, Meister; ich meine, das ist ein schlechter Kutscher, der sich des Pferdes schämt, das ihm mühsam sein Brot erwirbt.“

„Sehr wahr,“ nickte Friedeberg; „wie heißt es doch in der Bibel?“

„Dem Ochsen, der da brüht, sollst Du das Maul nicht verbinden!“ lachte der Reisende.

„Nein, das meine ich nicht —“

„Aber es paßt ganz vortrefflich! Na, wenn ich Aulstern essen und Sect trinken will, kann ich's auch bezahlen, und ich brauche keinen Büdling dabei zu machen. Mir thut's nur leid für mein junges Fräulein, sie war im Pensionat die beste Freundin des hochwohlgeborenen Fräulein Hermine Leyendeker und rechnete natürlich auf die Ehre, Brautjungfer zu werden —“

„Was sie als verheirathete Frau nicht werden konnte!“ warf Helene in demselben humoristischen Tone ein.

Graßmann wandte sich um und blickte scheinbar betroffen das lächelnde Mädchen an.

„Was der Verstand der Verständ'gen nicht sieht, das übet in Einsalt ein kindlich Gemüth!“ fuhr er fort. „Also daran liegt's? Weil sie als Brautjungfer nicht kommen konnte, durfte sie auch als Zugenfreundin nicht geladen werden? Es liegt viel Logik darin, mir schade daß sie meiner Frau nicht einleuchten wird; ich werde mich wohl daheim auf eine etwas stark gesalzene Suppe gefaßt machen müssen. Gesegete Mahlzeit!“

Er nickte den Beiden noch einmal zu und ging, eine Arie leise vor sich hinräuselnd, hinaus.

„Es ärgert ihn doch!“ sagte Helene bedauernd.

„So muß er noch lernen, solchen Verrger zu überwinden,“ erwiderte der alte Mann, dessen furchenreiche Stirn dunkle Schatten wieder umwölkte; „auf Menschengunst ist niemals zu bauen. Und man soll auch keine Pläne machen, denn was Pläne, Wünsche und Hoffnungen sind, das habe ich erfahren. Knospen, die ein Frosthauch vernichtet, ehe sie aufgeblüht sind!“

Er bedeckte die Augen mit der welken Hand, und ein tiefer, schwerer Seufzer entrang sich seinen zuckenden Lippen.

Helene erhob sich, sie schlang ihren Arm um seinen Nacken und legte ihre Wange an sein zitterndes Haupt.

„Kommen die alten Erinnerungen wieder, armer Großvater?“ fragte sie voll herzlicher Theilnahme.

„Ich kann nicht vergessen, mein Kind,“ erwiderte er leise mit schluchzender Stimme. „Wenn man alt geworden ist, hat man keine Zukunft mehr, man lebt nur noch in der Vergangenheit, und steht man dann allein, so fällt der Blick immer und immer wieder auf die Gräber Derer, die man einst geliebt hat.“

„Es sind ihrer so viele nicht,“ tröstete das Mädchen.

„Es sind ihrer genug, um mir klar zu machen, wie einsam ich bin. Weshalb mußte ich allein Alle überleben, die meinem Herzen theuer waren? Weshalb? Wie oft habe ich an das Schicksal diese Frage gerichtet, niemals ward mir eine Antwort darauf! Ich war nicht immer arm, mein Kind, ich hatte ein blühendes Geschäft, ein liebes, braves Weib und drei herzige Kinder, die einst meines Alters Stütze sein sollten. Ich habe ehrlich gearbeitet, Tag für Tag, vom frühen Morgen bis zum Abend, ich wollte mir ein kleines Vermögen erwerben, damit ich einst, wenn ich die Augen für immer schloß, die Meinigen versorgt wüßte. Und ich war auf dem besten Wege dazu, mein rastloser Fleiß fand den gehofften Lohn, Friede und Sonnenschein waren in meinem Hause. Dein Vater war das älteste meiner Kinder, er wurde Zimmermann und heirathete ein braves Mädchen; mein zweiter Sohn, Leopold, war Commis in einem Bankhause, und auf ihn, den geistig begabten Jüngling, glaubte ich besonders stolz sein zu dürfen, wenn auch manchmal seine innere Unzufriedenheit mir nicht gefallen wollte. Ah ihn mußte ich denken, als Herr Graßmann vorhin sagte, der russische Graf habe keine Heimat mehr. Ich hatte keine Ahnung davon, daß mein Leopold zu jener Partei gehörte, die den Umsturz des Staates wollte, sie kamen heimlich zusammen, um ihre Narrheiten zu berathen, Leopold führte den geheimen Briefwechsel mit den auswärtigen Mitgliedern, und der Himmel weiß, was der

arme, irregeleitete Mensch sich dabei gedacht haben mag. Eines Tages forderte er Geld, Alles war verrathen, er mußte flüchten. Ich gab, was ich konnte und sah ihn seitdem nicht wieder. Am andern Tage kamen die Genbarmen, um ihn zu holen; Gott sei Dank, er war schon jenseits der Grenze!"

"Und er schrieb Dir auch nicht?" fragte Helene. "Du sagtest mir nie etwas von diesem Sohne."

"Wozu immer und immer wieder in den blutenden Wunden wühlen, die noch nicht vernarbt sind und niemals vernarben werden," seufzte er, indeß sein Blick unsäth durch das einfach, aber traulich eingerichtete Zimmer schweifte. "Ja, er schrieb einmal, aber ich sollte ihm nicht antworten, er fürchtete, die Polizei möchte dann erfahren wo er weile, und er konnte mir auch keine sichere Adresse angeben, da er auf steter Wanderung begriffen war, um lohnenden Erwerb zu suchen. Seit Jahren hörte ich nichts mehr von ihm — gestorben und verdorben! so wird's auch von ihm heißen."

"Wer weiß! Die Möglichkeit seiner Wiederkehr ist vorhanden, so lange die Nachricht seines Todes nicht eintrifft."

"Darauf hat schon manches Menschenherz gehofft und ist darüber gestorben," fuhr Friedeberg fort, der nun seinen Kopf an die Schulter des Mädchens legte. "Wär es der einzige Schicksalsschlag geblieben, ich hätte mich besser hineinfinden können. Es war nur der erste. Ich hatte ihn kaum so weit überwunden, als man eines Abends Deinen Vater vom Bauplatz heimbrachte, er war verunglückt, drei Tage später trugen wir ihn zum Friedhof hinaus. Deine brave Mutter trauerte ihn nach, er war ihr ein guter Gatte gewesen; sie konnte ihn nicht vergessen, Dein Anblick erinnerte sie immer und immer wieder an ihn. Einige Jahre lang hat sie noch mit ihrer Krankheit sich durch das Leben geschlagen, dann war ihr Wunsch erfüllt, sie lag unter dem Rasen neben ihm, den sie so heiß geliebt hatte, und ließ Dich uns zurück. Nun hatte ich außer meiner Frau noch eine Tochter, sie hieß wie Du, Helene, sie war der Sonnenschein meines Hauses. Nichts war ihr zu viel, galt es, Andern eine Arbeit abzunehmen oder eine Freude zu bereiten, sie dachte nie an sich, sondern nur an Die, die ihrem Herzen nahe standen. Musik war ihr Leben, ihre Leidenschaft, ich hatte mich gerne ihrem Wunsche gefügt und ihr den besten Unterricht geben lassen, und ich darf es wohl sagen, ihre Lehrer waren stolz auf diese Schülerin. Wenn sie nach gethauer Arbeit am Clavier saß, dann konnte ich mich zurückträumen in meine Kindheit, in die Zeit meiner Liebesträume und meiner fröhlichen Wanderjahre. Und wie leuchteten ihre blauen Augen, wenn ich ihr dankte! Wie glücklich war sie, wenn sie mich einmal lächeln sah! Sie wollte mir ja Alles erzeuen, was ich verloren hatte, an ihrer Liebe sollte mein gebeugtes Herz sich wieder aufrichten. Du gutes, braves Kind, Du Frühlingssonnenschein meines Lebens, mein Segen ist Dir gefolgt in's Grab, mein Dank wird Dir bleiben immerdar!"

Der Greis verhüllte wieder die Augen mit beiden Händen und schluchzte lange; schweigend hielt Helene ihn umschlungen, sie kannte diesen Schmerz, sie wußte, daß Worte ihn nicht lindern konnten.

Endlich hatte sich dieser Schmerz wieder ausgetobt, der alte Mann ließ die Hände sinken, seine Thränen rannen an den wulken Wangen hinunter.

"Und dieses gute Kind war nicht geschaffen, um glücklich zu werden," fuhr er mit zitternder Stimme fort, während von unten Gläsergeklirr und der gedämpfte Schall des Hochzeitfestes herauf schallte, "es suchte Liebe und fand sie nicht, außer bei seinen Eltern. Begabt mit einer lebhaften Phantasie, glaubte es von jedem Manne geliebt zu sein, für den es sich interessirte, flüchtige Ballbekanntschaften konnte es in Gedanken zu einem ganzen Roman ausspinnen, und ach, wie wenig entsprach die Wirklichkeit den Idealen, an deren Wahrheit es mit jähem Eigensinn glaubte! Wir durften nicht dreinreden, unsern Erfahrungen und Warnungen wollte sie keinen Glauben schenken, weil ihre Ideale dadurch zerstört wurden. Einer

hatte sich ihr genähert, ihn liebte sie, aber er suchte nicht Liebe, sondern Geld, kalt trat er zurück, als ich ihm sagte, daß ich seine Forderungen nicht befriedigen könne, kein Wort der Liebe kam über seine Lippen, er war ein Egoist ohne Herz und Gemüth. Einige Tage lang blieb er Gast in meinem Hause, ich wußte, wie heiß mein Kind ihn liebte, eben deshalb war ich zu jedem Opfer entschlossen. Ich hatte ihm gerathen, eine andere Carrière zu ergreifen, er war talentvoll, ich bot ihm an, ihn zu unterstützen, bis er den eignen Herd gründen könne, der junge Herr antwortete mir, er habe keine Thatkraft mehr. Er reiste ab, und nie wieder haben wir etwas von ihm vernommen, keinen Dank für die Gastfreundschaft in unserm Hause, keinen Neujahrsgruß, — nichts! Und an diesem Mann hing das Kind noch immer mit unsagbarer Liebe! Wir durften kein hartes Wort über ihn sagen, geschah's, so weinte Helene die ganze Nacht hindurch. Aber davon wußten wir nichts, wir erfuhren das Alles erst später, als nach ihrem Tode ihr Tagebuch uns in die Hände fiel. Es stand nicht viel darin, aber was es enthielt, das war nur eine rührende und erschütternde Geschichte ihrer unglücklichen Liebe. Vor Palmsonntag war's, als mein armes Kind sich hinlegte. Ein leichtes Unwohlsein, weiter nichts, am Sonntag werde sie wieder wohl und munter sein, so sagte der Arzt, der sehr geschickt war und unser volles Vertrauen besaß. Nun, am Sonntag lag sie noch immer, aber an Gefahr dachte Niemand, es war ja kein Fieber vorhanden. Auch am Gründonnerstag noch nicht, der Arzt war am Mittag dieses Tages mit dem Befinden seiner Patientin durchaus zufrieden. Er kam am Abend noch einmal, sein verstörtes Gesicht fiel mir auf, als er zu mir in's Zimmer trat. Eine Veränderung, die ihm selbst unbegreiflich erschien, hatte stattgefunden, er verhehlte mir nicht, daß Gefahr vorhanden sei, und eilte fort, um einen Collegen zu holen. Daß dieses blühende, lebenskräftige Kind mir entrisen werden könne, wollte ich nicht glauben, der Gedanke an diese Möglichkeit war mir unfassbar. Mein armes Weib, ohnedies von bangen Ahnungen gemartert, wollte ich nicht aufregen, ich verschwieg ihr die Gefahr, an die ich selbst nicht glaubte. Was die Aerzte anordneten, wurde mit gewissenhafter Pünktlichkeit ausgeführt, sie wollten am nächsten Morgen wiederkommen; besorgt, aber dennoch guten Muthes saßen wir am Lager unsers Kindes, die Mutter hielt's im Arme, und es beantwortete unsere Fragen mit klarer Stimme. Da plötzlich wurde der Blick starr, der Athem schwer, — nur einige Minuten noch, dann drückte ich die schönen blauen Augen zu, die ich heute noch Tag und Nacht vor mir sehe. Laß mich schweigen von den schweren Tagen, die nun folgten! Man sagte uns viele herzliche Worte, Rosen und Palmen verhüllten Sarg und Grab, es war Ostersonntag, und es waren die ersten Rosen des Jahres. Weshalb? Weshalb? Man sagte uns, wir müßten uns fassen und in das Unabänderliche uns fügen. Ja, man spricht wohl leicht von müssen, aber Niemand kennt das Recept des Könnens! — Du allein warst uns noch geblieben, Dir gehörte nun unsere Liebe und unser Leben. Mein gutes Weib! Wie treu sie mir in jenen furchtbaren Tagen zur Seite stand! Sie ermutigte mich, wenn ich verzweifeln wollte, sie tröstete mich damit, daß dem Kinde viel Schlimmes erpart geblieben sei, sie war's, die meine Thränen trocknete und mich den Segen einer treuen Lebensgefährtin erkennen ließ. Und auch sie wurde mir bald darauf entrisen! Ich kann noch heute den Gedanken nicht los werden, daß sie an gebrochenem Herzen starb."

Wieder machte er eine Pause, um eine Weile starr vor sich hin zu schauen.

"Daß diese rasch aufeinander folgenden Schicksalsschläge mein Geschäft nicht förderten, daß mir die Lust zur Arbeit verging und in Folge dessen auch meine Gesellen nicht das leisteten, was meine Kunden bisher verlangt und erhalten hatten, das wirst Du wohl natürlich finden. Ich sah's wohl, aber ich konnte es nicht ändern, mein Denken wollte nur

noch bei den Todten, meine Nächte waren schlaflos, meine Tage voll Gram und Kummer. Eine lange Zeit mußte verstreichen, ehe ich mich Dir wieder ganz widmen konnte; nur, es geschah auch, aber als ich meinen Muth und meine Thatkraft wiederfand, war mein Geschäft vernichtet. So wurde ich denn allmählig, was ich jetzt bin; aber so arm, wie die Leute glauben, bin ich doch nicht. Was ich damals von meinem Vermögen rettete, legte ich in sicheren, zinstragenden Papieren an, dadurch wurde es mir möglich, Dich vor Mangel und Entbehrungen zu schützen und Dir eine gute Erziehung geben zu lassen."

"Du lieber, guter Großvater!" sagte Helene in tiefer Bewegung, den Greis auf die Stirn küßend. "Wenn ich auch die Liebe meiner Eltern entbehren mußte, so hatte ich doch durch Deine Güte und Liebe eine frohe Kindheit, und ich kann nur Gott bitten, daß er noch lange Dich mir erhalten möge."

"So lange noch, bis Deine Zukunft gesichert ist," nickte er, "bis ein braver Mann Dich heimführt, ein Mann, der Dich liebt und Deiner Liebe werth ist. Wenn ich auch Dich verlieren müßte, wie ich alle Uebrigen verloren habe."

"Denk' doch nicht daran, ich bin ja so rüstig und gesund —" "Dein Vater und meine Helene waren's auch, das Unglück kommt über Nacht, und der Tod geht gar oft am Alter vorbei, um die blühende Jugend niederzumähen. Wenn ich das noch erleben müßte!"

"Nein, nein, den! nicht an diese Möglichkeit, die in weiter, weiter Ferne liegt," bat das Mädchen. "Weshalb willst Du ohne Noth Dir solche Sorgen machen? Vielleicht ist Dir noch große Freude beschieden; Onkel Leopold kann plötzlich zurückkehren —"

"Eitle Hoffnungen!" unterbrach er sie und ein herber Zug umzuckte jetzt seine Mundwinkel. "Ich habe in den letzten Tagen viel gerade an ihn denken müssen, dann aber sagte ich mir immer: ich weiß nicht, ob ich seine Rückkehr wünschen soll, die Möglichkeit liegt ja sehr nahe, daß er das Leben eines Abenteurers geführt hat und dabei tief gesunken ist. Ich hoffe nichts mehr, ich wünsche nur noch Dich glücklich zu sehen, dann wird mein armes müdes Herz wohl die ersehnte Ruhe finden."

"So alt bist Du noch nicht —"

"Achtundsechzig Jahre, mein Kind! Das menschliche Leben währt siebzig Jahre und wenn es hoch kommt, achtzig." "Und wenn es küstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen!"

"Mühe und Arbeit — darüber habe ich nie gemurt, aber Gram, Thränen und Kummer, das ist denn doch etwas Andres. Und noch Eines möchte ich Dir sagen in dieser ersten Stunde, mein theures Kind. Ich hab's wohl bemerkt, daß der junge Herr Leyendecker nur Deinetwegen so häufig hierher kommt, laß Dich nicht bethören von ihm, denke nicht, daß Du seine Gattin werden könntest. Wenn er es auch wollte, seine Familie würde es nimmer zugeben, der alte Flickschneider kann nicht der Bruder des Herrn Commerzienraths werden."

Helene hatte das Antlitz abgewendet, eine gewisse Verlegenheit spiegelte sich in ihren schönen Zügen, während sie hinaus schaute auf die Dächer, die grau und düster vor ihrem umflorten Blick lagen.

"Daran denkst ja Niemand, lieber Großvater," sagte sie leise, "ich am wenigsten."

"Nun, um so besser, mein Kind! Der junge Herr denkt sicherlich auch nicht an eine Heirath, aber er wird dennoch versuchen, Dich mit glatten Worten zu bethören, dann vertraue mir Alles an, was er Dir sagt, damit ich Dir rathen und Dich beschützen kann."

"Beschützen? Vor wem? Ist nicht meine Ehre mein

bester Schutz? Sei unbeforgt, ich bin kein bloßes, unerfahrenes Kind, die Versuchung wird mich standhaft finden. — Herein!"

Die Thür öffnete sich, mit zögerndem Schritt trat ein hoher, stattlicher Mann in's Zimmer.

Er war modisch, aber einfach gekleidet, ein dunkler Vollbart umrahmte das männlich schöne gebräunte Antlitz, dessen ernste Züge Willensfestigkeit bekundeten.

Mit starrem Blick ruhten die weit geöffneten Augen des alten Mannes auf ihm, aber als der Fremde nun mit ausgestreckten Armen auf ihn zu trat, sprang der Greis mit einem Freudenschrei von seinem Tisch herunter, um in die ausgebreiteten Arme zu eilen, die ihn fest umschlungen hielten.

"Mein armer, armer Vater!" sagte der Fremde mit bebender Stimme.

"Mein Leopold!" jauchzte der Greis.

Voll tiefer Nührung blickte Helene auf die Weiden, Thränen traten in ihre Augen.

Welche Fügung des Geschicks! In der Stunde, in der der grangebeugte Mann so ernst und schmerzlich seiner verlorenen Lieben gedachte, kehrte der verschollene Sohn unerwartet zurück, fast in demselben Augenblick, in dem seine Enkelin ihn mit der Hoffnung zu trösten versuchte, daß er ihn wiedersehen werde.

War er, wie der Greis fürchtete, ein tief gesunkener Abenteurer, ein Verlorener, dessen der Vater sich schämen mußte?

Nein, so sah er nicht aus, seine ganze Erscheinung machte den Eindruck eines Mannes, der mit eiserner Willenskraft nach einem bestimmten Ziele gestrebt und es erreicht hat.

Das mochte auch der alte Mann denken; als er nun seinem Sohne prüfend in's Antlitz schaute, nahm doch sein Blick allmählig den Ausdruck stolzer Genugthuung an.

"Und dies ist Deine Enkelin?" fragte Leopold, dem Mädchen beide Hände reichend.

"Helene, die Tochter Deines Bruders Franz," nickte Friedeberg mit gepreßter Stimme.

"Und Franz, lieber Vater?"

"Tobt, mein Sohn, Alle tobt, außer Dir und diesem Kinde. Und auch Dich zählte ich schon zu den Todten. Wenn Deine Mutter und Deine Geschwister dieses Wiedersehen noch erlebt hätten! Wie sehr würden sie Alle sich freuen haben! Und vielleicht wäre ich dann auch noch so vermögend, wie ich damals war, als Du uns verließest."

Der Greis war auf einen Stuhl niedergesunken, er legte beide Arme auf den Tisch und sein Haupt darauf, und wieder flossen seine Thränen. Helene sah ihren Oheim bittend an und legte den Zeigefinger auf die Lippen; Leopold verstand die stumme Bitte, er verschränkte die Arme auf der Brust und wanderte langsam auf und nieder. Auch seine Augen füllten sich mit Thränen, er trat an's Fenster, um sie dem Mädchen zu verbergen, diese sah sie dennoch, die Thränen bitterer Reue, und jetzt gewann sie ihn lieb, denn sie wußte nun, daß dieser Mann ein gutes Gemüth und ein fühlendes Herz haben mußte.

Friedeberg erhob endlich das Haupt wieder, er fuhr mit dem Ärmel seines fadenscheinigen Rocks über die Augen und athmete tief auf.

"Verzeihe," sagte er, "ich konnte nicht anders, nun ist mir, als sei eine schwere Last von mir genommen. Aber verlange nicht, daß ich Dir in dieser Stunde schon all' die schweren Schicksalschläge berichten soll, die —"

"Nein, lieber Vater," fiel Leopold ihm in die Rede, "nicht deshalb bin ich sofort zu Dir geeilt, das unerwartete Wiedersehen ist Aufregung genug für Dich. Wenn ich nur eine Ahnung von all' diesem Elend gehabt hätte! Ich suchte und fand gleich nach meiner Ankunft hier Deinen Namen im Adressbuch, Dich hier in einer Dachkammer zu finden hatte ich nicht erwartet. O mein Gott, Du armer, armer Mann!"

(Fortsetzung folgt.)

er schlesische Zecher



1. Auf Schlesiens Bergen, da wächst ein Wein;
der braucht nicht Hitze, nicht Sonnenschein;
Obs Jahr ist schlecht; obs Jahr ist gut;
Da trinkt man fröhlich der Traube Blut:

2. Da lag ich einmal vorm vollen Faß;
Ein andrer soll mir trinken das!
So ries ich und sollts der Teufel sein;
Ich trink ihn nieder mit diesem Wein:

3. Und wie noch das letzte Wort verhallt;
Des Satans Tritt durch den Keller schallt;
He Freund gewinn ich so bist du mein!
Ich gehe so ruft er die Wette ein:

4. Da wurde manch Krüglein leer gemacht;
Wir tranken beinab die ganze Nacht;
Da lachte der Teufel: He Kamerad-
Beim Fegesiner, jetzt hab ichs satt!

5. Ich trank vor hundert Jahren in Prag;
Mit den Studenten dort Nacht u. Tag;
Doch mehr zu trinken solch säuer'n Wein;
Müß ich ein geborner Schlesier sein!

Öffentliche Spiele in Breslau in alter Zeit.



Aus Daniel Gomoldys Merkwürdigkeiten in Breslau und Schlefien theilen wir folgende Berichte über öffentliche Spiele in Breslau in früheren Jahrhunderten mit.

Vom Pelzlauffen.

Dieses ist eine uralte Gewohnheit und Lust-Spiel gewesen, denn man findet in Herren Nicolai Polii Annalibus, daß die Schützen zu Breslau Anno 1534 ein groß Schießen gehalten, und dabei einen Wettlauff mit freyen Weibern angestellt nach einem Pelze, Mütze, Ermel, Paar Strümpfen und Schuhen, dieses ist allemahl im Schießwerder gehalten worden, wie die Scheibe, worauf das Pelzlauffen von Anno 1686 gemahlet, andeutet, und ist also gehalten worden: Es sind gewisse Weibes-Personen an der Zahl etwa 9 oder 10 dazu verordnet worden, welche sich auf den bestimmten Tag ins Schießwerder begeben, alldo ein Schranden gemacht, und ein gewisses Ziel abgesteckt gewesen. Oben beyhm Schieß-Hause ist eine Stange wie ein Creutze formirt aufgerichtet gewesen, auf welcher Mitten ein Frauen-Pelz gehangen, zu oberst eine Mütze, rechter Hand Schue und Strümpfe, linker Hand ein Stoh-Ermel und Brummisen, hernach sind die Weibes-Personen zu dem angedeuteten Ziel geführt, und in eine grade Linie gestellet worden. Als nun die Losung gegeben, haben sie alle zugleich angefangen zu laufen, unter welche sich der damals im Brauch gewesene Britische Meister eingeschloß, und denen Zuschauern viel Lust, den alten Weibern aber viel Verdruß und Hinderniß gemacht; welche nun die erste gewesen bey der aufgerichteten Stangen, die hat den Pelz bekommen, die andere eine Mütze, die dritte einen Ermel, die 4te ein Paar Schu, die 5te ein Paar Strümpfe, und die letzte ein Brummisen, hernach sind sie beyhm Herrn Stüd-Hauptmann gespeiset worden.

Vom Eyerlesen.

Dieses ist auch ein uraltes Lust-Spiel oder Wettlauff, welches die 2 Brüderschaften der Tuchmacher in der alten und neuen Stadt jede vor sich jährlich den ersten Montag nach Ostern zu halten pflegen, folgender gestalt:

Es verfertigt nemlich eine gewisse Jungfer von den Töchtern der Äbbl. Tuchmacher-Gunstt einen Kranz mit daran hangendem Kränzel, Rüdgel und Citrone, und henget solchen in ihrer Behausung zum Fenster

an einer Stangen und Schnuren heraus, Nachmittage versügen sich die Gesellen auf ihre Herberge, und gehen erstlich der Marschalck, hernach der Lauffer und Lefer, und dann diejenigen Gesellen, welche der Wette, so der Lefer und Lauffer gethan, Zeugen abgeben, und der Besche beywohnen wollen, Paar und Paar nach der Jungfer ihrem Hause, in welchen sich einige Trompeter befinden, und die Ankommenden anblasen; darauf schließt die Gesellschaft einen Kranz, in welchen sich der Lauffer stellet, und mit entblöstem Degen nach dem Kranze hauet, welcher aber ihm von einer Person von oben immer auf und nieder gezogen wird, so lange biß ihn derselbe endlich trifft und abhauet und fängt, wenn er ihm aber entfällt, wird er ausgelacht. Hernach werden in einem Siebe 30 hart gefottne und gemahlte Eyer gebracht, und machet der Marschalck die Schritte, der Lauffer leget solche, wenn das geschehen, so verneuren sie nachmahls, nemlich der Lauffer und Lefer, die Wette, alsdann fängt der Lauffer an zu laufen, und der Lefer die Eyer zu lesen, und muß selbige allemahl vom weitesten anfangen. Der Lauffer in der alten Stadt nimmt seinen Weg zu der St. Elisabeth Kirche, und schreibt mit Kreide drey Creutze an die Kirch-Thüre; der in der Neustadt thut solches an der Kirch-Thüre bey St. Maria Magdalena; welcher nun am ersten fertig, der hat die Wette gewonnen, welche bisweilen in 20 und mehr Species-Thalern bestehet. Der Gewinner hat auch hernach das Recht, mit der Jungfer, welche den Kranz gemacht, zu Tanzen, und währet bisweilen der Tanz 3 Tage. Wobey ich noch dieses hinzu setze, daß ein Gelehrter dieses Eyerlesen untersucht, und nach der Rechenkunst gezeigt, welcher gewinnen könne, wann nemlich die Zahl der Schritte des Lesers und Lauffers gegen einander gehalten werden. Solches erläutert er mit diesem Exempel: Ein Lefer hat 20 Eyer zu lesen, deren jedes 10 Schritte von dem andern liegt; der Lauffer aber biß nach Rosfel und wieder herein zu laufen, welches zusammen eine halbe Meile beträgt. Gegen diese Wette könnten des Lesers Schritte weniger zu seyn scheinen, die aber in der That 4200 Schritte, und also eine ganze Meile, und noch 200 Schritte drüber austragen. Woraus folget, daß man allezeit untersuchen solte, ob des Lesers und Lauffers Schritte gleiche Proportion haben, und eine Wette austragen, da man dann sehen würde, welcher unter beyden am hurtigsten wäre; da hingegen, wenn die Proportion ungleich, der eine nothwendig zu kurz kommen muß.

Das Nocturna Chopin's.

Novellette von Norik von Reichenbach.

Nachdruck verboten.



In einem Septembermorgen des Jahres 1831 saßen zwei Herren am Tisch eines Pariser Cafés einander gegenüber. Der eine las mit melancholischem Gesicht eine Zeitung, in welcher tragische Details über die Einnahme Warschaws durch den General Paskevitch standen. Der andere beschäftigte sich damit, sein vis-à-vis unausgesetzt anzusehen. Endlich, als die Zeitungslectüre beendet war, begegneten sich die Blicke der beiden Männer.

Das dauerte wohl eine Minute lang, es war als wollten sie versuchen, wer von ihnen dieses stumme Anstarren länger aushielte. Endlich erhob sich der kleinere von Beiden und verließ das Caféhaus. Der zurückbleibende winkte einem Kellner.

„Das war doch wohl der Musiker und Componist Chopin?“ fragte er in fremd accentuirtem Französisch.

„Ja wohl, mein Herr!“

„Schön!“

Ein reichliches Trinkgeld in die Hand des Kellners drückend, stand der Fremde auf und ging fort.

Am nächsten Tage saß er schon auf seinem Plage, als Chopin in das Caféhaus trat, und wieder begann das stumme Spiel der Blicke, wenn auch aus größerer Entfernung als gestern.

Heute war es Chopin, welcher den Kellner heranzuwinkte.

„Wer ist der Fremde dort?“

„Das kann ich nicht sagen. Er ist sehr reich und kein Franzose, das ist Alles was ich weiß.“

Seinem Gesichtstypus nach ist er ein Russe, dachte Chopin. Aber was will er denn von mir?

Das Anstarren des Fremden war ihm lästig und da er ein Feind aller unlieblichen Begegnungen war, verließ er sehr

bald das Café. Doch schon an der nächsten Straßenecke bemerkte er, daß der Fremde ihm gefolgt war, und als er, auf der Schwelle seines Hauses stehend, sich noch einmal umsah, da stand derselbe nur wenige Schritte hinter ihm und grüßte.

Chopin hatte sein Vaterland der ausbrechenden Revolution wegen verlassen, er hatte nicht mit seinen Landsleuten conspirirt, die Musik nahm ihn so in Anspruch, daß er keine Zeit für die Politik übrig behielt. Dennoch kam ihm der Gedanke, der räthselhafte Fremde könne ein russischer Spion sein. Wer wurde nicht alles zu jener Zeit der Verschwörungen verdächtigt! Verräthereien aller Art waren an der Tagesordnung und Chopin bildete sich ein, daß er durch irgend einen ihm selbst unbekannten Feind compromittirt worden sei und nun von einem russischen Agenten beobachtet werde. Seine Phantasie malte ihm Schreden über Schreden aus, und diese Schreden schienen greifbare Gestalt anzunehmen, als ihm noch am Abend desselben Tages der Besuch des Grafen Tschernomirsk gemeldet wurde und er in dem Eintretenden den gefürchteten Fremden erkannte.

„Ich weiß in der That nicht, was mir die Ehre verschafft,“ begann Chopin in unsicherem Tone.

„O mein Herr, ich weiß, daß ich um Verzeihung bitten muß, weil ich Sie in so ungewöhnlicher Weise verfolgt habe,“ sagte der Graf. „Man hat Sie mir in dem Caféhause gezeigt — von Ihnen hängt es ab, eine für mich außerordentlich wichtige Bitte zu erfüllen, und aufrichtig gesagt, ich bin es so wenig gewöhnt zu bitten, daß der Entschluß, dieselbe auszusprechen, mir schwer wurde. Aber am Ende muß es doch sein, und so habe ich allem Zögern ein Ende gemacht und bin zu Ihnen gekommen.“

„Wenn ich nur wüßte, um was es sich handelt!“ murmelte Chopin, auf den das seltsam erregte Wesen des Grafen durchaus keinen beruhigenden Einfluß ausübte.

„Das will ich Ihnen sagen, kurz und ohne Umschweife, mein Herr. Ich bitte Sie also, die Liebenswürdigkeit zu haben, mir Ihr Notturmo, das Sie in der Soirée des Prinzen L. spielten, einzulassen, so daß ich dasselbe in vierzehn Tagen vorspielen kann.“

Chopin athmete erleichtert auf.

„Ah, Sie wollen Musikunterricht nehmen!“

„Nein, mein Herr, ich wünsche nur dieses Notturmo zu spielen, und Sie sollen es mir einüben. Verlangen Sie als Honorar für Ihre Bemühungen was Sie wollen, kein Preis ist mir zu hoch, aber erfüllen Sie meinen Wunsch!“

„Nun, mein Notturmo bietet keine so unüberwindlichen Schwierigkeiten für einen nur einigermaßen geübten Clavierspieler, Herr Graf!“

„Ja, für einen geübten Spieler! Aber ich kenne keine Note, mein Herr, ich habe nie einen Ton gespielt.“

„Und Sie wollen in vierzehn Tagen dieses Notturmo erlernen?“

„Ich muß es in dieser Zeit ganz fertig spielen können!“

„Das ist einfach unmöglich!“

„Ich wiederhole, daß es sein muß!“

„Und ich wiederhole, daß es unmöglich ist.“

„Sie wollen mir also keinen Unterricht geben?“

„Unter diesen Voraussetzungen wäre das eine Thorheit.“

„Aber ich will diese Thorheit mit Gold aufwiegen.“

„All Ihr Gold würde mich nicht vermögen, meine Zeit an eine unmögliche Aufgabe zu verschwenden. Ich kann Ihren Wunsch nicht erfüllen.“

„Das ist Ihr letztes Wort?“

„Ja, Herr Graf.“

Der Graf blickte ihn halb bittend, halb drohend an. Endlich sagte er: „Gut, mein Herr, wir sind leider nicht in Rußland, es bleibt mir daher nichts Andres übrig, als zu gehen.“

Er verließ das Zimmer.

„Gott sei Dank, daß wir nicht in Rußland sind!“ rief Chopin und er begann über dieses Abenteuer, das so beunruhigend für ihn begonnen und sich nun so harmlos aufgelöst hatte, zu lächeln.

Am nächsten Morgen erhielt er ein Billet von einem kunstliebenden Marquis, in dessen Salon er schon öfter gespielt hatte. Der Marquis bat, ihm den heutigen Abend zu schenken, und theilte Herrn Chopin mit, daß er um acht Uhr mit seiner Equipage abgeholt werden würde. Chopin war gern bereit, der Aufforderung nachzukommen. Mit dem Schläge acht Uhr erschien der Wagen des Marquis vor dem Hause und Chopin stieg vergnügt ein, sicher, einen angenehmen Abend vor sich zu haben.

Im musikalische Träumereien versenkt, wie gewöhnlich, achtete er nicht sonderlich auf den Weg, den der Wagen einschlug, und richtete sich aus den weichen Kissen, zwischen denen er so bequem gesessen hatte, erst auf, als der Wagen unter einer gewölbten Einfahrt hielt.

Ein dunkelgekleideter Kammerdiener öffnete den Schlag und geleitete den Künstler die teppichbelegte Treppe hinan.

Nach den ersten Stufen blieb Chopin stehen und blickte sich um. Das Vestibül und die Treppe erschienen ihm fremd.

„Der Haupteingang, der sonst benutzt wird, soll renovirt werden, deshalb gehen wir diese Treppe hinauf,“ erklärte der Diener.

Gleich darauf stand Chopin in einem reich ausgestatteten Vorzimmer, der Kammerdiener war verschwunden und der Componist hörte, wie die Thür, durch welche er soeben eingetreten war, von außen verschlossen wurde.

Ihm wurde unheimlich zu Muth, aber ehe er noch Zeit gehabt hatte, über diese seltsame Einführung nachzudenken, öffnete sich eine andere Thür und im Rahmen derselben erschien der Graf Tschennitzi.

„Herr Graf, was bedeutet das?“ rief der Componist erregt.

„Ich bitte Sie inständigst um Verzeihung, mein Herr,“ erwiderte der Graf im höflichsten Salontone der Welt, „aber da Sie sich weigerten, mir Unterricht zu geben, und da ich unter allen Umständen Ihr Notturmo spielen muß, so blieb mir nichts Anderes übrig, als Sie zu entführen.“

„Und mit einem solchen Streich glauben Sie mich zu zwingen, Ihnen mein Notturmo einzupaulen?“ rief Chopin entsetzt. „Sie irren, Herr Graf, wir leben nicht in einem barbarischen Staate, in dem allein das Recht des Stärkeren gilt! Ich werde die Geseße gegen Sie zu Hilfe rufen, ich weigere mich auf das Entschiedenste, Ihrem Wunsche, der eine Tollheit ist, nachzukommen!“

Er hatte in seinem Zorn alle Mänglichkeit vergessen und stand mit fliegendem Athem und blitzenden Augen vor dem Grafen, der keinen Augenblick seine ruhige elegante Haltung verloren und mit verbindlichem Lächeln die Grobheiten des Musikers angehört hatte.

„Erlauben Sie mir zu bemerken, Herr Chopin,“ sagte er, als dieser endlich schwieg, „erlauben Sie mir zu bemerken, daß es eine Macht giebt, welche im hochcivilisirten Frankreich ebenso viel vermag als in unserer Heimat, die Sie, glaube ich, mit dem barbarischen Lande meinten. Diese Macht ist das Geld, und wenn man dieselbe mit Klugheit gebraucht, ist man überall Herr der Situation. Uebrigens dürfte es Ihnen ziemlich schwer werden, die Geseße gegen mich zu Hilfe zu rufen, denn Sie werden zunächst keine Gelegenheit haben, mit den Organen derselben in Berührung zu kommen, und mit der Zeit, hoffe ich, werden wir schon bessere Freunde werden.“

„Mit der Zeit!“ rief Chopin entsetzt. „Wie lange gedanken Sie mich denn in so unerhörter Weise gefangen zu halten?“

„Bis ich das Notturmo fertig spielen kann, Herr Chopin. Sie sehen also, je eher wir mit dem Ueben anfangen, desto eher werden Sie befreit.“

„Aber man wird mich vermissen, man wird mich suchen.“

„Ich habe dafür gesorgt, daß man Sie für verzeißt halten wird.“

„Ich habe keine Sachen mit —“

„O, das hat nichts zu bedeuten. Sie finden Wäsche und Kleidungsstücke in Ihrem Zimmer, ich habe für Alles gesorgt.“ Der Componist blickte rathlos um sich. Plötzlich fladerte sein Zorn noch einmal auf.

„Nein, ich will nicht,“ rief er, „machen Sie, was Sie wollen, ich werde meine Musik nicht zum Spielball Ihrer Laune hergeben; von mir sollen Sie keinen Ton hören oder lernen, so lange ich auch hier sein sollte.“

Das höfliche Lächeln auf dem Gesicht des Grafen machte einem plötzlich veränderten, Schrecken erregenden Ausdruck Platz. Schwiegend trat er an ein Seitentischchen, auf welchem ein reich ausgestatteter Kasten stand. Er entnahm demselben ein Pistol und lud es kaltblütig vor den Augen Chopins.

„Wenn Sie etwa um Hilfe rufen wollen, so thun Sie es ungenirt,“ sagte er dabei, „ich bemerke indeß, daß Sie in diesem Hause kein anderer Mensch hören würde, als meine Diener — russische Leibeigene, die mir blindlings ergeben sind, in französischen Vivres.“

Chopin biß die Zähne auf einander. Der Graf zeigte ihm das Pistol.

„Sie haben gesehen, daß es regelrecht geladen wurde, mein Herr,“ sagte er, „ich würde es bedauern, der Welt einen Componisten von Ihrem Talent zu rauben — aber ich würde keinen Augenblick davor zurückschrecken, wenn Sie mich zum Aeußersten drängen. Sie werden mir das Notturmo einüben, oder Sie werden dieses Haus nicht lebend verlassen.“

Seine Augen glühten unheimlich; Chopin war es, als lauere unter der Maske des eleganten Weltmannes die ganze ungezügigte Wildheit des Barbaren. Die Mündung der Waffe und das Gesicht des Grafen erschienen ihm gleich fürchterlich.

„Ich weiche der Gewalt,“ murmelte er.

Sofort änderte sich der Ausdruck seines Wirthes.

Er öffnete eine Thür und winkte Chopin voranzugehen.

„Ich bitte, mein Herr, treten Sie in den Musiksaal.“

Chopin folgte mechanisch.

Unter dem brennenden Kronleuchter stand ein prachtvolles Clavier, auf dessen Notenpult das aufgeschlagene Noturno lag.

„Ich bitte!“ sagte der Graf. Chopin ließ sich auf den runden Sessel vor dem Klavier nieder, und so kritisch seine Situation auch immerhin war, das schöne Instrument that es ihm doch an — er ließ seine Finger über die Tasten gleiten.

„Herrlich!“ murmelte er unwillkürlich beim Klange des Instruments und — halb zog es ihn, halb fant er hin — bald raufchte das volle Tonmeer des Noturno durch den Saal. Fast hatte er dabei seine seltsame Situation vergessen, als der Graf ihn an dieselbe erinnerte.

„Genug, genug,“ rief er; „ich will zunächst nur die erste Seite hören.“

Und Chopin spielte die erste Seite, während sein Wirth neben ihm stand und mit glühenden Augen bald das Notenblatt, bald die Finger des Meisters ansah.

(Schluß folgt.)

Des Hauses Glück.



Mein Töchterchen. Nach einer photographischen Aufnahme gezeichnet.

Schau her und siehe, o Freund,
Des zart'n Mägdelein an,
Unter den Blumen spielend
Eine entzückende Blüthe,
Ihrer Erzeuger beseligend Glück,
Sonnenschein ihres Lebens,
Ihr höchstes Kleinod auf Erden!
O daß Dich Gott behüte,
Du Liebliches Kind! —
Süß ist die Liebe der holden Braut,
Schön weiter Liebenden Glück,
Wenn sich zum ersten Mal
Auge in Auge versenkt,
Lippen auf Lippen preßt;
Und doch süßer ist Elternliebe,
Schöner ist Eltern Glück,
Wenn sich der Blick der treuen Mutter
In das Auge des Kindes taucht,

Wenn sich des Vaters Arm
Schützend um Weib und Kinder schlingt.
Ach, und wie oft, wie oft
Wird uns dies Glück verkört!
Mitten in harmloser Kinder Spiel
Bricht des Unheils Ungethüm,
Wie der Wolf in die Herde bricht,
Raubet hinweg unsre Lämmer!
Hier verschlägt's einen frohen Knaben,
Wachsend voll Lust heran,
Auf ihn bauten die braven Eltern
Liebevoll ein stolzes Hoffen.
Dort ergreift's ein erblickend Mägdelein,
Einzige Freude seiner Eltern
Blind — so weit unser Blick erkennt —
Wüthet das furchte Ungethüm
In unsern Hürden!
Oft ist der Tod ein willkommen'r Erlöser

Von tausend Qualen,
Oft auch ein grausamer Unhold ist's,
Der vernichtend die Unschuld schlägt,
Wie des Trunkenen Hand
Jach ein Glas zerfällt.
In des Hauses besetzte Stille
Schleicht er sich tückisch herein,
Pakt seine Opfer, die ahnungslos,
Schlendert sie rauh in die Gruft.
Wehrlos und machtlos sehn wir sie fallen,
Blicken fragend zum Himmel auf,
Suchen die Spuren, ach, und ewig,
Ewig müssen wir die Verlorenen! —
Seten wir kann der Eltern Herz
Bitternd und jagend, liebend und hoffend:
Schütze, o Gott, unsre Kinder,
Laß uns, Erbarmen, dies Glück!

H. C.

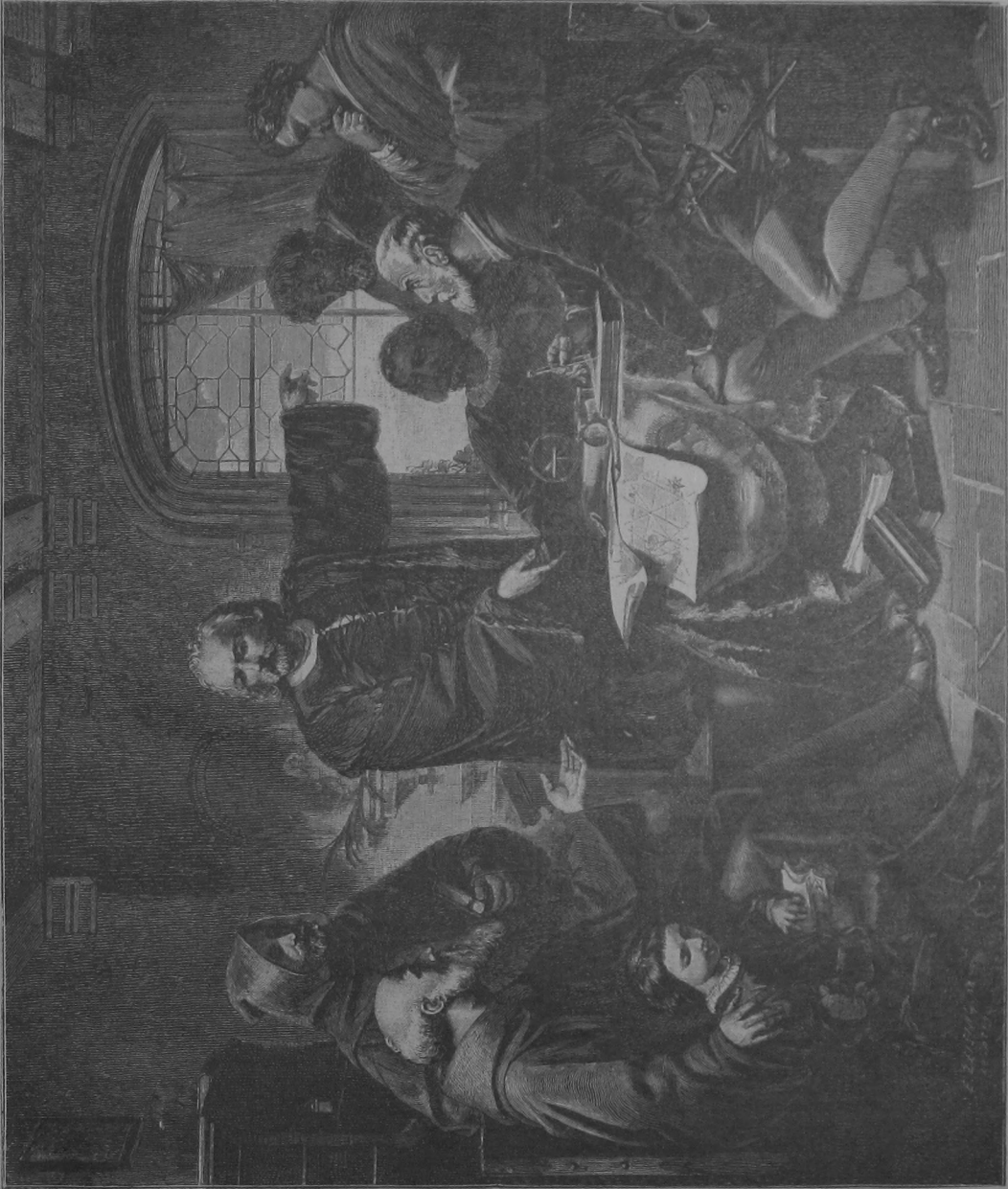
Christoph Columbus im Leben und im Tode.

(Mit Illustration.)

Die Unsterblichkeit des großen Seefahrers und Entdeckers wird auf eine sonderbare Weise dargeboten durch den Streit um den Ruheplatz seiner sterblichen Überreste. Kurz vor der Zeit der Ausgabe dieses „Lattes, am 10. September 1885, soll in der Stadt San Domingo, auf der Insel gleichen Namens, ein historischer Congreß abgehalten werden um zu entscheiden, ob die Gebeine des großen Mannes im Dome zu San Domingo, oder wo sie sonst ruhen. Obschon nun eigentlich vor-

ausgesehen werden darf, daß das Leben und die Thaten des Christoph Columbus Jedermann bekannt sind und vor Allen die Erinnerung an ihn in allen Schulen, welche Geographie treiben, wach erhalten wird, wollen wir doch diese Gelegenheit nicht vorbei gehen lassen, ohne der Umstände zu gedenken, welche den eben erwähnten Streit hervorgerufen haben.

Columbus, oder, wie er als geborener Italiener eigentlich heißt:



Christoph Columbus im Kloster de la Rabida. Gemälde von E. Lano.
Original-Holzschnitt nach einer Photographie von B. Schöffner, Kupferstich in Stuttgart (J. Laurent & Co. Mainz).

Cristoforo Colombo, erblickte das Licht der Welt in Genua im Jahre 1436. Er hatte bereits viele Seereisen nach Norden und Süden zu gemacht, als er, nach fruchtlosen Versuchen, die Republik Genua zur Unterstützung seiner Entdeckungsläne zu gewinnen, 1484 in Spanien und 1485 in Portugal erschien, um hier zu finden, was er andernorts vergeblich gesucht hatte. Aber selbst der aufgeklärte König Joao II. wollte, schlecht deraiden, nicht auf Colombos Pläne eingehen. Wohl aber hatte er die Entdeckung eines Seeweges nach Ostindien im Auge. Bereits im Jahre 1481 hatte der Portugiese Diego von Azambuja mit einer Flotte Guinea entdeckt und sich des dortigen Goldhandels bemächtigt. Mit großer Eifersucht verbarg man jedoch die Resultate der Entdeckung und verbreitete absichtlich die abschreckendsten Gerüchte über die Gefahren von Seefahrten an der afrikanischen Westküste.

Dem König Joao ließ es nach Colombos Entfernung keine Ruhe, er schickte 1487 Pedro de Covillan und Alfonso de Balboa auf Rundschiff nach der afrikanischen Nord- und Westküste. Beide segelten östlich, und während letzterer schon auf der Reise starb, gelangte Covillan durch's rothe Meer bis nach Abyssinien.

Erst dem Bartolomeo de Diaz gelang es, auf einer Fahrt von 1485 bis 1487 an der Westküste Afrikas entlang bis zum Cap der Stürme (welches Joao „Cap der guten Hoffnung“ nannte) zu gelangen. Drei Jahre später bereiste der Portugiese Diego Can das Congoland. Die Seele all dieser kühnen Unternehmungen war ein Deutscher, Martin Behaim aus Nürnberg, dessen Atlasbium die Seefahrer Joaos zurecht wies und dessen Rath in allen Dingen der Seefahrt gehörte wurde.

Mittlerweile hatte sich Columbus wieder nach Spanien begeben und endlich gelang es ihm hier, eine Anfangs ungenügende Unterstützung seiner Pläne zu erlangen.

Als es ihm nun gesclukt war, im Westen, jenseits des Oceans Land zu entdecken und Guanahani, Cuba und Haiti zu besetzen, da wurde unter Vermittelung des Papstes Alexander VI. zwischen Spanien und Portugal ein Vertrag geschlossen, wonach alle Entdeckungen, welche 360 Meilen westlich vom Cap Verde und den Azoren gemacht würden, oder schon gemacht waren, den Spaniern, alles Land östlich von dieser Linie aber den Portugiesen gehören sollte.

Der Seeweg nach Ostindien wurde von Vasco de Gama erst unter König Manuel I., dem Nachfolger Joaos entdeckt, während Cabral, durch Stürme vertrieben, nach Brasilien kam.

Wie Christoph Columbus von Spanien bald hoch erhoben, bald in den Staub getreten ward, wie es zuging, das der Florentiner Amerigo Vesputi in portugiesischen Diensten, erst durch Columbus Entdeckungen

angefeuert, diesem den Ruhm entziehen konnte, das entdeckte Land nach seinem Namen benannt zu sehen, ist bekannt. Colombos und Cabral hatten vor ihm bereits das feste Land „Amerika“ erblickt und waren nur durch zufällige widrige Umstände, die sie nicht überwinden konnten, am Betreten desselben verhindert worden.

Reid, Eifersucht und Festhalten an den alten fehlerhaften Ueberlieferungen setzten Christoph Columbus den schwersten Kämpfen aus. So sehen wir ihn auch auf dem meistfachsten Bilde Canos vor den gelehrten Mönchen des Klosters de la Rabida mit den unüberwindlichen Vorurtheilen und dem heimlichen Mißtrauen in die Richtigkeit seiner Ausführungen kämpfen.

Columbus starb am 21. Mai 1506, am Himmelfahrtstage, im Franziskaner-Kloster zu Valladolid und wurde in demselben beigesetzt, ohne daß sein Tod das mindeste Aufsehen gemacht hätte.

Aber 1513 erinnerte man sich seiner und die Leiche ward nach Sevilla in das Klosterbegräbniß gebracht. Columbus hatte aber den Wunsch geäußert, auf San Domingo beigesetzt zu werden. So wurden denn 1550 die sterblichen Reste des Entdeckers dorthin gebracht und im Dome beigesetzt. Aber 1795 wurde Domingo an Frankreich abgetreten und die Gebeine des Seefahrers nach Lorenzo in Havanna von den Spaniern gebracht und dort am 19. Januar 1796 beigesetzt; von hier wurden angeblich die sterblichen Ueberreste am 10. September 1847 wieder nach San Domingo geschickt und beigesetzt.

Die königlich spanische „Academia de la Historia“ beharrt aber auf der Richtigkeit der ursprünglichen Annahme, daß die sterblichen Ueberreste des „Ersten Admirals Don Christobal Colon“ noch immer in der Kathedrale von Havanna beruht seien, wogegen die Regierung der Republik von San Domingo an der Ueberzeugung festhält, daß es ihr gelänge sei, diese Gebeine in der Kathedrale von San Domingo am 10. September 1877 würdig beisetzen zu haben. Diese Ueberzeugung ist damals durch eine gelehrte historische Abhandlung allen amerikanischen und europäischen Regierungen mitgetheilt worden, und man hat mit Erfolg eine großartige internationale Subscription eingeleitet, um dem berühmten Entdecker in San Domingo ein würdiges Monument zu setzen. Da aber Spanien noch immer Zweifel erhebt, hat die dominicanische Republik durch ein auf diplomatischem Wege an alle Regierungen gerichtetes Rundschreiben eingeladen, einen oder mehrere Delegirte zu einem historischen Congresse zu entsenden, welcher in der Stadt San Domingo am 10. September 1885 eröffnet werden soll, um mit sorgfältiger wissenschaftlicher Kritik der Dichtigkeit und der vorhandenen historischen Belege die Streitfrage zu erledigen, wo Christoph Columbus ruht.

Ein einsameß Graf.

Eine wahrhafte Geschichte von Martin Bauer.

Nachdruck verboten.



wei verschiedene Brüder sah man noch nie. Graf Egbert, der Ältere, mit seinen frühlichen hellen Augen, seinem heiteren Lachen, seinem raschen sicheren Gang und seinen geschmeidigen elastischen Bewegungen, schien so recht dazu geschaffen, wo immer er sich zeigen mochte, helles Licht um sich zu verbreiten. Wenn er auf seinem munteren Schimmel die Dorfstraße entlang sprenge, öfneten sich Fenster und Thüren, freundliche Blicke folgten ihm nach, die Kinder jubelten über den ledernen Reiter, der wohl ab und zu in die Westentasche griff und eine Hand voll kleiner Münzen unter sie verstreute, die Mägen flogen in die Luft, und die Alten nickten einander vergnügt zu, wenn er ihren polnischen Gruß: „Niech baczcie pochwalony Jezus Chrystus!“ („Gelobt sei Jesus Christus!) in landesüblicher Weise erwiderte, leicht an den Putzrand fassend.

Ja, Graf Egbert war der Aelteste aller, der Stolz seiner Eltern, der Abgott seiner Mitschüler — sein Vater war ein abgelebter Feind der Eingelöthung — und, was die Hauptsache war, Egbert verdiente diese ihm von allen Seiten entgegengebrachte Liebe in reichstem Maße.

Anders Graf Oswald, der Jüngere. In der That um zwei Jahre jünger, schien er doch um fast das Doppelte älter. Größer, ernster, stiller, gereifter, war er in Allem das directe Widerspiel seines Bruders. Er war sehr schön, genau genommen viel schöner als Egbert, der sich mehr durch Grazie und eine gewisse fast weiblich zu nennende Anmuth auszeichnete, aber Oswalds Schönheit war eine ernste, kühne, eine die kein Herz eröndert und keinen Blick fröhlich aufleuchten macht. — Er lernte — durchaus nicht besonders begabt — mit großem Fleiß und fabelhafter Ausdauer, so daß er binnen wenigen Jahren den Bruder, der ihm an natürlichen Fähigkeiten weit voraus war, eingeholt hatte, und sie nun gemeinsam ihre Studien fortsetzen konnten.

Graf Oswald, der Jüngere, stieg als Erster von Klasse zu Klasse, Egbert schlüpfte nur so mit genauer Noth hindurch; er lernte das Unerläßliche nur, weil er sich nicht gar zu sehr von dem jüngeren Bruder überflügeln lassen wollte — sein Ehrgeiz, endlich zum Erwachsen gezwungen, gab das nicht zu. Oswald wurde von den Lehrern bevorzugt, von seinen Mitschülern geschätzt, fast gemiebt.

Die beiden Brüder waren in derselben Pension, sie hatten denselben Umgangskreis, Egbert zählte die Freunde nach Dutzenden, und Alle

waren sie bereit, für ihn, wie man zu sagen pflegt, durch das Feuer zu gehen; Oswald hatte nicht einen einzigen. Er war sich selbst jederzeit der beste Gesellschafter und gab das nicht undeutlich gelegentlich zu verstehen.

So waren die Jahre vergangen; aus den Knaben waren Jünglinge geworden, auf die jeder Vater mit berechtigtem Stolz blicken konnte, die Gymnasialklassen waren absolviert, sie standen vor dem Abiturienten-Examen.

Sie bestanden es auch Beide, Oswald als Erster mit Lob und Auszeichnung von allen Seiten, Egbert als Letzter, mit Hängen und Würgen und nur durch etliche günstige Zufälligkeiten unterstützt. Das bestürmte ihn nicht, die Hauptsache war, daß es gelungen war, das Wie blieb gänzlich Nebensache.

Beide Brüder wollten Jura studiren: Oswald, um sich auf seinen künftigen Beruf vorzubereiten — „ein jüngerer Sohn braucht einen Beruf“, pflegte er selbst mit seinem eifigen Aeltern zu sagen, und er beabsichtigte die diplomatische Carrière einzuschlagen — Egbert, weil doch einmal irgend ein bestimmtes Studium namhaft gemacht werden mußte. Das Studium war ihm nur Mittel zum Zweck, er wollte auf der Universität sein Leben genießen, sich erst ein paar Jahre austoben, ehe er sich in das Joch schmeigte, denn ein Joch war die Verwirthschaftung der Güter sicherlich, ein Aufenthalt in Berlin war angenehmer als das Leben in Oberschlesien, in der „Wasserpolelei“, in der unglücklicher Weise die größten Besessenen gelegen. Schade, ewig schade, daß ein Majorat unerwünscht war; für Egbert, der so wenig Heimatsgefühl besaß, war es ein trostloser Gedanke, so gewissermaßen gezwungen zu sein, sein Leben in diesem entferntesten Winkel der Monarchie zu vertrauen.

Wohlgemerkt kam das Alles ja nur bei Lebzeiten des Vaters in Betracht, des Vaters, der in unbegreiflicher Fähigkeit an der heimischen Scholle liebte. Starb Graf N., so war Egbert unumschränkter Herr der ausgeübten Besessenen, der thun und lassen konnte was er wollte, also auch seine Revenuen verzehren wo es ihm irgend wohlgefiel.

Aber das lag im weiten Felde; Graf N. hatte jung geheirathet, er war wenig über die Mitte der Vierzig hinaus und Egbert im Grunde genommen ein viel zu guter Sohn, um im Ernst an den Tod seines

Vaters irgend welche Hoffnungen zu knüpfen. Also, die Gegenwart genießen in vollen Zügen: das Leben lag so schön, so sonnig und glückverheißend vor ihm. Auf zur Universität, aber vorher einen längeren Besuch im Elternhause, die Eltern wünschten es beide, und es war auch sehr selbstverständlich.

Egbert schürte sein Bündel, das heißt, er stopfte Alles wie es lag und stand, Kraut und Rüben untereinander, in die bereit stehenden eleganten Koffer, wobei der Besäuer Marsch mehr laut als schön klang, während Oswald, in seiner stillen sorgsamsten Weise, mit den kalten Augen jeden entfernten Winkel durchmusterte, um auch nicht das Geringste seiner Mängel einzubüßen. Oswald war sparsam bis zum Geiz, denn „ein jüngerer Sohn muß sparen lernen“.

Und dann betraten sie gemeinsam das väterliche Schloß. Egbert in hübnem Sprunge von dem leichten Jagdwagen herab, der sie von der nächsten Eisenbahnstation abholte, ohne den Tritt zu berühren, auf die Treppe des Schlosses, einen fröhlichen Gruß für die harrende Dienerschaft, und dann, immer zwei Stufen auf einmal nehmend, die Treppe hinan, mit einem Jauchzen knabenhafter Lust in die entgegengebreiteten Arme der Eltern.

Oswald folgte langsam, gemessenen Schrittes, und nicht ohne die nötigen Anweisungen wegen des Gepäcks zu geben, worauf ein streng kritischer Blick die etwas alterthümliche, verwitterte Fassade des Schlosses überflog. Sehr kühl war auch die Begrüßung mit den Eltern. So sehr sie die vortrefflichen Eigenschaften ihres jüngeren Sohnes anerkennen mußten — sie konnten nie so recht ein Herz zu ihm fassen, und er mochte das wohl bemerken, schien aber kaum den geringsten Eindruck dadurch zu empfangen.

Er erwiderte auch heut des Vaters Handschlag mehr conventionell als herzlich, zog der Mutter Rechte an die Lippen und nahm den Kuß, der seine Eignen streifte, höflich kühl entgegen. Es war von jeher so gewesen, und doch empfand es die Gräfin recht peinlich, und um der Verlegenheit ein Ende zu machen, rief sie hastig:

„Ihr seid mit den Begrüßungen noch nicht zu Ende, meine Kinder, unser kleiner Kreis hat sich erweitert — Anneli, Mädchen, wo steht Du?“ „Hier, liebe Tante“, und lautlos, man hörte keinen Rucktritt, trat Anneli aus der dunklen Kamine in das helle Licht, das die Frühjahrs-sonne verschwenderisch durch das breite Bogenfenster in das Gemach ergoß; eine garte, schmale, fast noch knabliche Gestalt, die das schwarze Trauerkleid noch schmaler erscheinen ließ, ein bleiches feines Gesicht, dem nur ein Paar selbstsam schimmernder, fast meergrüner Augen einen eigenthümlichen Reiz verliehen, und regellos, wildes Gelock von jenem Braun, auf dem rothe Lichter spielten, aus dem zuweilen Feuerfunken hervor zu brechen schienen.

„Meine Nichte, Anneli Branniska, die hinterbliebene Tochter meiner einzigen, frühverstorbenen Schwester, die, wie Ihr wißt, an einem polnischen Edelmann verheiratet gewesen“, sagte die Gräfin erklärend, das junge Mädchen an sich heranziehend. „Die arme Anneli ist Witwe, sie hatte vor kurzem das Unglück, den Vater zu verlieren“ — die Gräfin sagte es leichtthin, sie schien diesen Verlust nicht so recht als Unglück für ihre Nichte zu empfinden — „und unser Aller Bestreben muß es von nun an sein, ihr diesen Verlust weniger fühlbar zu machen, Anneli ist jetzt unser Kind, Eure Schwester.“

Egbert trat begründend näher und schüttelte der Cousine, die er noch nie gesehen, übermuthsollisch die Hand. Kaum einen Blick hatte er dabei für sie übrig, sie war ja noch ein Kind, und er träumte nur noch von Primadonnen und verzauberten Prinzessinnen, denen er demnächst als erkrankender Prinz näher zu treten hoffte.

Oswald stand von fern, dunkel glühten seine Augen in dem farblosen Gesicht und hingen wie gebannt an der lichten Mädchengestalt, die da ursprünglich seinen Lebensweg kreuzte, und von der ihm eine innere Stimme weisagte, daß sie sein Verhängniß sein würde.

„Nun, Oswald, findest Du kein Wort der Begrüßung für die Schwester?“ wedte ihn der Mutter gütige Stimme aus seiner Bezauberung.

Er raffte sich auf und versuchte einige wohlgehefte Worte zu sprechen, aber seine eigene Stimme klang ihm fremd, und sein Händedruck war so heiß und brennend, daß die kleine weiße Mädchenhand sich befremdet zurückzog und ein röthiger Hauch über das junge Gesicht flog, die hinaus unter die goldig funkelnden Stielenöden. Oswald war neunzehn Jahre alt, kaum ein Jüngling, und doch war von diesem Augenblicke an Anneli für ihn das einzige Weib der Erde, dessen Beistand er ertragen mußte, und sollte er mit dem Himmel selbst um sie kämpfen müssen.

Und die Jahre kamen und gingen, aus den knabenhaften Jünglingen wurden junge Männer, deren Verschwiegenheit, je älter sie wurden, nur desto schärfer hervortrat.

Egbert flog als lustiger Schmetterling von einer Blume zur anderen, in seinem Portfeuille gab es stets ein oder das andere bezaubernde Frauenporträt, dessen Original er rasend liebte; in seinem Medaillon war stets irgend eine Rede zu finden, die häufig ihre Farbe wechselte, die aber unter allen Umständen auf einem reizenden Mädchenkopf gewachsen sein mußte.

Die Cousine dagegen beachtete er dabei immer. Für ihn war Anneli, die längst zur Jungfrau herangewachsen, immer noch der unbedeutende Nachzügler, als der sie zuerst vor seine Augen trat, und wenn er zu längerem oder kürzerem Fernaufenthalte in dem väterlichen Schloße war, so schenkte er ihr keine Aufmerksamkeit, für ihn war Anneli wirklich die Schwester, und gegen Schwestern sind Brüder in den seltensten Fällen lebenswürdig.

Oswald hingegen arbeitete mit eifrigem Fleiß, immer das eine Ziel vor Augen: Anneli war der Preis, den zu erringen er seine Mühe und Arbeit schenkte.

Anneli war arm, Herr von Branniska war nie ein guter Herr gewesen, nach dem Tode seiner Frau war er ein Verschwendunger gewesen, und als die Gassen im Reizen zu Ende waren, seinen Besitztungen die Substation drohte, da griff er nach dem gewöhnlichen Ausfluchtswort leidenschaftlicher Verschwendung: ein Schicksal machte seinem Leben ein Ende, unbekümmert darum, was das Schicksal seiner einzigen hinterlassenen Tochter sein würde.

Ja, Anneli war ganz arm, sie war nur auf die Güte der Verwandten angewiesen, Oswald wußte das, aber er, der sonst so gut zu rechnen verstand, den Werth des Geldes wie kein Zweiter zu würdigen wußte, hatte dafür nur ein leises Acheln. Das Alibiethalten der gräßlichen Familie war nicht sehr bedeutend, eben deshalb ließ es arbeiten, um dem Weibe seiner Liebe, das ihm würdiger, glänzender Noth bieten zu können, und er sah die Mächte über den Büchern und konnte Verschwendungen kaum vom Vordringen.

Sein Fleiß fand die gehörige Anerkennung. Kaum dreißigjährige Jahre alt, wurde er schon einer ausdauernden Gesellschaftsarbeit, man prophezeite ihm, bei seinen Fähigkeiten, seinen Familienverhältnissen, eine glänzende Carrière, und jetzt rathlich hielt er die Best für gekommen, wo er mit Anneli von seiner Liebe sprach, wo er sie um ihr Jemort bitten konnte. Konnte von einer sofortigen Verlobung auch nicht die Rede sein — sie waren ja Beide so jung, sie konnten warten, aber es dünkte ihm unmöglich, auf zwei Jahre in's Ausland zu gehen, ohne die Gewißheit, daß sie dadurch seiner in Liebe und Treue gedachte —

Aber seit jenem ersten Sehen waren Jahre vergangen, und Anneli war kein Kind mehr, sie war ein Weib, ein junges, bezaubernd schönes, begehrenswürdiges Weib, und Egbert war seit Monaten für immer zu Hause. Da, in dem täglichen Zusammenleben, wenig in Anspruch genommen von äußeren Dingen, denn die Bewirtschaftung der Eltern war ihm eine Last und weit davon entfernt, sein Interesse zu erregen, fingen ihm an die Augen aufzugehen für Annelis Schönheit, gegen die er bisher unbegreiflicher Weise blind gewesen, und Hand in Hand ging damit die Erinnerung, daß sie keineswegs seine Schwester sei.

Es kam wie es kommen mußte. Egbert liebte plötzlich in Flammen, Annelis Beistand galt ihm als das Höchste auf Erden, und da sie keine von den Weibern war, deren Umgang er bisher gesucht, denen man die Schultern küßt und Loden lüftet, sans tirer des conséquences, so war er sehr schnell mit sich darüber einig, daß Anneli Branniska und keine Andere seine Gattin werden mußte.

Die Eltern widersetzten sich diesem thörichten Vorhaben auf das Heftigste, Graf Egbert A., einer der reichsten, vornehmen Magnaten Schlesiens und ein verarmtes Gefährdein, dessen Vater durch Selbstmord geendet, und möchten sie geknallt haben durch Brand des Hauses mit einander verknüpft sein, es war Tollheit, nur an das zu denken. Egbert trepte; geröthet, ließ er auch nur das Allernurige zu versagen, behand er auf seinem Willen mit dem süßen Eigensinn des verzogenen Kindes und suchte, heilig durch Bitten, theils durch Schmeicheln die Einwilligung der Eltern zu erlangen.

Und Anneli selbst?

Sie schien von dem Allen nichts zu bemerken, sprach mit Egbert so unbefangenen, als wäre noch nie ein Hauch der Leidenschaft ihr Ohr berührt, kam der Gräfin nach wie vor mit kindlicher Liebe entgegen, und die Wimpern flimmerten so unbedingte in dem weichen Gesicht, daß es Egbert, den schämen Egbert, der geröthet war, überall mühselos zu fügen, zuweilen später zur Vergewaltigung trieb.

Um die Zeit war es, daß Oswald demselben erwartet wurde, das letzte Mal für längere Zeit vor seiner demnächst beginnenden zwölftägigen Abwesenheit. Es war herrliches Herbstwetter, Graf A. und Egbert, denen die Passion für das Weiberm im Blute lag — die Gräfin A. waren von altersher als gewaltige Rindvieh vor dem Herrn gerühmt — schlenderten, die Hände an der Schulter, Pulshorn und Schrotbeutel an der Seite, schon vom frühen Morgen an in Wald und Feld, von einigen Jagdfreunden begleitet. Es fand herrliche Wadenwaidungen auf den grünen Besitztungen, die durch ihre Schönheit in ganz Ober-Schlesien, wo von jeher die melancholische Kiefer domirt, berühmt sind.

Für heut war das Tagewerk beendet, so und so viel Heilbräuer, Hasen etc. zur Stube gebracht, die Jäger hatten erwidert am Waldbraun Datt gemacht, und Gräfin A. und Anneli, die, von der nötigen Dienerschaft gefolgt, den Herren nachgesehen waren, beschäftigten die Warrangements zu einem kleinen Umkle.

Egberts Müdigkeit war bei Annelis Anblick wie mit einem Hauber schlage verschwunden, nur widerwillig leistete er den fröhlichen Jägern Gesellschaft, ihre mitunter etwas derben Späße kaum beachtend, und dann sprang er plötzlich auf und bot der Cousine den Arm, sie zu einem kleinen Waldspaziergang aufzufordern er habe einen ganz neuen Aussichtspunkt entdeckt, mit dem er sie unfehlbar bekannt machen müsse.

Anneli stand zögernd auf, ein schwer Seitenblick strifte die Gräfin, aber sie legte die feinen Fingerspitzen doch auf den dargebotenen Arm, und die Mädel schlüngen hinter dem Weiden aufzommen.

„Heut oder nie!“ dachte Egbert, und dann führte er Anneli auf dem schmalen, unbewegten Waldpfade nach einem stillen, verschwiegenen Waldchen.

„Die versprochene Aussicht, Better!“ mahnte Anneli, und ihr zarter Fuß stolzte.

Ob und was Egbert auf die Mahnung geantwortet, weiß Niemand, vielleicht nicht einmal die alten Buchen, die einzigen Zeugen der Scene, aber er lag plötzlich auf den Knien vor dem schönen Weibe, durch dessen Körper es wie ein leises Schütteln lief und dessen Augen wie entsezt secundarlich in das Nichts starrten, und er flüsterte heiße Liebesworte zu ihr empor, während die schönen Augen, die sonst von Lebenslust sprühten, stehend an dem blossen Antlitz hingen.

Ein leises Kniden in den Zweigen, und ein todtenbleiches Gesicht starrte mit düster brennenden Augen für eines Gedankens Dauer auf die Gruppe. Aniela griff mit der Hand an das Herz — war das Mitleid? oder war es ein Spiel ihrer aufgeregten Sinne? — der Spul war verschwunden, die Blicke schlossen dicht und fest, und das leise Rascheln in den Zweigen rührte wohl vom Windhauch her.

„Aniela, liebst Du mich? Sage, daß Du mich liebst, Du mußt mich lieben! Mein Herz, mein ganzes Leben liegen Dir zu Füßen.“ „Aniela, liebst Du mich? Aniela's blagrote Lippen öffnet sich und halb geäußert kam die fast widerstrebende Antwort:

„Ich liebe Dich.“

Egbert jauchzte, er sprang auf, um die Geliebte zu umfassen, da — ein Blis, ein Knall, ein gedämpfter Aufschrei — Egbert taumelte, griff mit beiden Händen in die Luft und stürzte dann zu Boden, wie ein vom Sturm Gefällter Baum.

Aniela hat es nie zu sagen gewußt, was eigentlich mit ihr vorgegangen; man fand sie, etwa eine Stunde später, für todt über der Leiche des jungen Grafen ausgestreckt. Sie versiel in ein hitziges Nervenfieber und schwabe wochenlang zwischen Tod und Leben. Als sie wieder genes, hatte sie, nach ihrer eigenen Aussage, die Erinnerung an das Vorgegangene gänzlich verloren.

Eine Untersuchung war unnöthig, das Unglück lag so klar zu Tage. Egbert hatte die Büsche über die Schulter geholt, unvorsichtiger Weise den Schuß darin, und eine heftige, jähe Bewegung seinerseits hatte das schreckliche Ereigniß herbeigeführt.

Graf Oswald, der wenige Stunden vorher unerwartet auf dem väterlichen Schlosse angekommen und sich auf seinem Zimmer eingeschlossen hatte, war, als man ihm die Schreckensnachricht brachte, tief erschüttert. „Förmlich in Schmerze erlirast das bleiche Gesicht“, fand man ihn später und wunderte sich darüber; man hatte nie so recht an die tiefe Liebe zwischen den Brüdern geglaubt.

Man hat dem fröhlichen, lebenslustigen Grafen das Grab gegraben dort wo er seinen Tod gefunden, mitten im Walde. Die alten Buchen sind im Halbkreis gefällt und der Platz ist mit Trauerweiden, Lebensbäumen und düstern Tannen bepflanzt, ein Marmorobelisk mit der einsamen Inschrift: „Unserm Sohne“, veräth dem Fremden die Bedeutung des Ortes.

Graf Oswald, der nun Majoratserbe wurde, hat die diplomatische Laufbahn nicht eingeschlagen, sein Lebensplan mußte ja nun ein so ganz anderer werden, er nahm sich der Bewirthschaftung der Güter mit Energie und Umsicht an, denn Graf R. war mit einem Schläge zum alten Manne geworden. Als er nach Jahresfrist Aniela Branksta heirathete, hat sich keines der Eltern endlich widerlegt.

Ob die Beiden in ihrer Ehe glücklich wurden?

Sie waren wohl Beide keine mittheilsamen Naturen, sie sprachen sich nie darüber aus, aber man hat nie ein Lächeln gesehen, nie ein fröhliches Scherzwort gehört. Kinder haben sie nicht gehabt.

Jahrzehnte sind seitdem vergangen, die Grafen R. sind ausgestorben, die Güter — sie sind Kunkelhehen — an die weibliche Linie gefallen, aber immer noch liegt das einsame Grab mitten im Walde, der verwitterte Stein deckt das Geheimniß zu, das da vielleicht mit begraben wurde, und die Trauerweiden breiten die grünen Arme schützend über den unscheinbaren Hügel, unter dem so viel Jugendhöflichkeit zu Staub und Asche wurde.

Requiescat in pace!

Schlesische Befreiungskämpfer.

Aus dem Tagebuche eines freiwilligen schlesischen Jägers.



Der alte Krieger, Rentant Kaufmann in Breslau, welcher uns zu den hiermit beginnenden Mittheilungen Veranlassung gegeben hat, gehörte mit zu den ersten der vielen heldenmüthigen Männer und Jünglinge, die, dem Auftrage des Königs folgend, in Breslau zu den Fahnen eilten, um die Soldaten des gewaltsamigen Corps aus dem Vaterlande zu schlagen. Das Tagebuch dieses tapferen Schlesiers, welches uns hier mitzutheilen vergönnt ist, beschäftigt sich zunächst nur mit der Compagnie des Verfägers, aber es eröffnet weite Blide auf die Zustände der damaligen Zeit und enthält eine Menge der feinsten, wenn auch nicht immer erfreulichen Bilder. Ein Verzeichniß aller Kameraden der Compagnie des Verfägers nennt wohl manchen Namen, dessen Träger noch heute in Schlesien leben.

Ueber seine eigenen Lebensumstände schreibt der Verfäger:

Carl Gustav Kauffmann, geboren den 31. December 1792 zu Stroppen, Trebnitzer Kreis, besuchte die Schule bis zum Jahre 1807; ging am Anfange des Jahres 1808 nach Breslau zur Handlung, wobei ich fünf Jahre blieb. Am 6. Februar 1813 meldete ich mich beim 1. Bataillon des 1. Garde-Regiments zu Fuß und wurde der 1. Compagnie als Volontair überwiesen. Den 28. desselben Monats Seiner Majestät im Palais vorgestellt, bin ich bei gedachter Compagnie bis zum Rückmarsch nach Berlin geblieben. Dort nahm ich meine Entlassung und wurde, da mein Vater am 22. Februar 1813 verstorben, und dieser als Steuer-Beamter 30 Jahre gedient hatte, am 26. November 1814 mit Dienen bei der Steuer-Partie angestellt. Als aber im Jahre 1815 der Krieg von Neuem ausbrach, meldete ich mich bei dem commandirenden General von Schlesien, v. York, wurde den 30. Juni 1815 dem 1. Bataillon des 2. schlesischen Landwhe-Infanterie-Regiments als Lieutenant überwiesen, marschirte den 17. Juli 1815 aus Breslau und kam den 25. September nach Chateaubain an der Loire, wo der Stab des 2. Regiments stand, wurde dem 3. Bataillon unter dem Commando des Major v. Pittman zugetheilt, wobei ich bis zum 18. Januar 1816 blieb, nahm denselben Tag in Baumgart bei Schwedt meine Entlassung, trat sofort wieder in den Steuerdienst, wurde in demselben Jahre Steuer-Aufscher in Breslau und als Secretär im Bureau des königlichen Steuer-Rath v. Damm 5 Jahre beschäftigt. Im Jahre 1823 wurde ich Steuer-Controllor in Breslau. Im Jahre 1842 wurde ich Haupt-Steuer-Amts-Assistent und Rentant des hiesigen königlichen Haupt-Steuer-Amtes, welche Stellung ich bis jetzt noch bekleide. Im Verlaufe seit dem Jahre 1818 mit einer geborenen Erbknecht Ludwig, sehr glücklich und habe zehn lebende Kinder, sechs Knaben und 4 Mädchen. Beize die Kriegs-Denkünfte für 1813/15. habe sämmtlichen, bei meiner Truppenabtheilung vorgelommenen Schlachten im Jahre 1813/14 beigezogen, bin aber so glücklich gewesen, nie eine Wund zu erhalten.

Breslau, den 8. April 1846.

gez. Kauffmann.

Die Namen aller meiner Compagnie-Kameraden sind folgende: Alberti H., Kaufmann in Waldenburg. — Altmann, Ober-Regiment, wurde im Waffenstillstand Feldwebel und in Paris Lieutenant. — Arndt — Asch I., Comp.-Doctor, bekam das eiserne Kreuz bei Paris. — Asch II., jetzt Kasernen-Inspector zu Erfurt. — Asig, Oeconom, wurde Lieutenant, zuletzt Hauptmann im 11. Jäger-Regiment, jetzt Postmeister in Leobditz. — Barthel I., Gefreiter. — Barthel II., dasselbe. — Beer, Ober-Jäger, wurde bei Pagan wegen 20 Kreuzer degradirt, zuletzt Kaufmann in Breslau, todt. — Barthold, wurde bei Lützen bleist, zuletzt Kaufmann in Breslau, todt. — Berthold. — Benter, genannt mit den krummen Beinen. — v. Bennigsen, wurde in Frankfurt a. M. Lieutenant. — Berens. — Berndt, der Schulmeister, und von wegen der Plege, jetzt Senior bei Maria-Magdalena in Breslau. — Bod, Ober-Jäger. — Bodenhagen, aus Alt-Preuz. — Bunde, Polizei-Inspector-Sohn aus Berlin, hatte das Erbrecht auf's eiserne und russische Kreuz, trug solche zugleich und kam deshalb nach Spandau. — Bede II. — Brohl. — Croll, Ober-Jäger, wurde bei Lützen bleist, jetzt Hofrath und Quästor bei der Universität in Breslau. — Cannabos. — Casper, Ober-Jäger, zuletzt Major im 10. Infanterie-Regiment. — Cordier. — Dering, in der Schlacht bei Lützen als Todtenschepper commandirt, ging nach der Schlacht zu den Moskiz-Buren. — Dondorf, Goldarbeiter in Breslau. — Dedder, Ober-Jäger, wurde Lieutenant im Waffenstillstand, jetzt Hof-Buchdrucker in Berlin. — Dax. — Ehrmann, Tischler, zuletzt Polizei-Sergeant, wurde colist. — Eichler, Compagnie-Fleischer. — Eißler. — Eißler, Hauptmann a. D., jetzt Rentant in Berlin. — Eißler I., bei der Post in Berlin. — Eißler II. — Fendtsch. — Fiebig, der Jäger. — Fritz H., Ober-Jäger, der Sänger, zuletzt Hauptmann im 7. Infanterie-Regiment, ist todt. — Franke, von der Garde, wurde bei der Compagnie Feldwebel, bei Lützen bleist, im Waffenstillstand Lieutenant, zuletzt Inspector im Frenthause, wurde ebenfalls irre und starb. — Freudenberg, Schuhmacher bei der Compagnie. — Frost, Schneiseinsger. — Fuhrmann, wurde bei Lützen bleist und mit unserm guten Capitän v. Wedd auf einem Wagen nach Pagan gefahren, war zuletzt Nagelschmied in Juliusburg. — Fuchs, Oeconom. — Gassert, Flügelmann der Compagnie und Schneider, jetzt Willester beim Theater in Berlin. — Gaedike der Mattenfänger-Sänger, jetzt Kaufmann in Berlin. — Gauthier, verunglückte durch seine Büsche im Schießwerder und starb. — Gaupp, jetzt Professor der Universität in Breslau. — Gallus, blieb bei Lützen. — Gath. — Geuther, zuletzt Registrator beim Gericht's-Amt in Meßeritz. — Girsberg, zuletzt Unter-Steuer-Einschmer, ist pensionirt. — Gohlhar, Ober-Jäger, wurde Lieutenant, zuletzt Major in Glogau. — Gloger. — Groß, Ober-Jäger, wurde in der Schlacht bei Lützen bleist, der Capitän Echede nahm seine Büsche und schoß damit. — Gröger. — Graf. — Gilling, das Dromedar. — Haberkern,

stark im Lazareth zu Neuffchatel. — Haupt. — Hamm. — Holzhausen, Schneider und Säger: „Ach Mutter, die Finte ist todt.“ — Hode r, Steuer-Inspector in Berlin. — Heino, war Gutsbesitzer bei Neudorf, wurde im Waffenstillstand Lieutenant. — Herrmann, zuletzt Ober-Jäger, ist Kaufmann in Berlin. — Heymann, zuletzt Secretär beim Gerichts-Unte in Naumburg a. d. S., ist todt. — v. Heinen, war Regierungs-Rath, kam kurz vor Dresden zur Compagnie, fiel sehr oft in den Dr., blieb nur drei Tage. — Hoffrichter. — Henisch, zuletzt als Lehrer beim Reformaten Gymnasium und Turnlehrer im Jahre 1820. — Holborn, Defonom. — Hilbig, Fourier, jetzt Zimmermeister in Regnitz. — Hundt, expedirender Baussecretär in Berlin. — Brüder: Hülßen I., Ober-Jäger und Fourier. Hülßen II., Doffelbe. — Janus. — Jähersheim, zuletzt Lieutenant und Secretär bei dem hiesigen königlichen Ober-Landes-Gericht. — Jensch I., erhob sich auf dem Rückmarsch bei Burg wegen gemachter Schulden in Neuffchatel. — Jensch II. — John, nach Schnaps! zuletzt

bei den Schützen und bei der Brigade-Schule in Posen angestellt. — Parade-Müller, hatte einen steifen Fuß. — Johannes Müller, Defonom und Inspector auf den Gütern des Grafen Renard in Oberschlesien. — Marcus, soll um, ein Jude mit einer Perrücke. — Nebling, Ober-Jäger, zuletzt Polizei-Sergeant, ist pensionirt. — Nidisch. — Nidels, Ober-Jäger, wurde in Paris Feldwebel, ist jetzt Bureau-Vorleser bei dem Stadgericht in Grünberg. — Oelsner. — Offelsmeier, wurde nach der Schlacht bei Lützen Lieutenant, kam zum Generalstabe als Adjutant, war zuletzt Regierungs-Rath im Finanz-Ministerium. — Orth. — Osterheld. — Oßermann. — Graf Pücker I., Graf Pücker II., General-Landshaus-Representant in Rogau. — Pfefflin, erkrankte des Abends in einem Brunnen bei Naumburg a. d. S. — Petri, Handlungsbienner. — Poll, Hofrath in Berlin. — Polte, Schuhmachermeister in Breslau, ist todt. — Pladube, Generalpächter der Stadt-Güter von Breg. — Quile, Ober-Jäger und Capt. d'armes, ein Student. — Raabe, jetzt Rentant in Breslo.

— Resewitz, war der erste Bleistift bei Lützen und starb sogleich. — v. Reuemer. — Ries. — Röther, war der zweite Bleistift bei Lützen, zuletzt Hauptmann in Reisse. — v. Rieben. — Riemann, Defonom. — v. Rohr, jetzt Berg-Hauptmann in Oberschlesien. — Rudzigt I., jetzt Haupt-Steuer-Unts-Massent in Breslau. — Rudzigt II., zuletzt Steuer-Masscher in Münsterberg, ist todt. — Ruppelt I., Schuhmacher, zuletzt Bleistift bei der Breslauer Servis-Kasse. — Ruppelt II., starb auf dem Rückzuge bei Troyes. — Ruz, aus Alt-Preußen. — Renner, zuletzt Defonom in Schallau bei Neumarkt. — Reimnitz, Handlungsbienner, Hauptmann a. D., jetzt Rittersgutsbesitzer von Wöschmotschelsch bei Wohlan. — Sad, Ober-Jäger, war Student, wurde Lieutenant bei der Compagnie, jetzt Professor in Bonn. — v. Salisch, entfernte sich bei der Schlacht von Lützen, kam im Waffenstillstand zur Compagnie, wurde aber als Verresant in's Spritzenhaus eingesperrt. — Sattig, jetzt Kaufmann in Glogau. — Schitthelm, Goldarbeiter in Breslau, ist todt. — Schmidt, war größtentheils beim Pulvermagazin. — Scharfenberg, wurde in der Schlacht bei Lützen als Todtenschlepper commandirt, ging nach der Schlacht zu einer anderen Truppenabtheilung. — Schülky. — Schwerner, Stadt-Uhrmacher in Breslau und berühmter Kunstfeuerwerker. — Schulp. — Scholli, war im Jahre 1815 Capitän bei einem Elb-Regiment. — Schotter aus Berlin. — Scholz, von den Garde-



Ansicht von Schloß Friedland. (Siehe Seite 14.)

— Lehmann I., Ober-Jäger. — Lehmann II. — Lehmann, der Sohn eines Schmiedes aus Halle, hatte ein Feuerwerk auf der linken Wache, wurde auf dem Rückzuge von Troyes von den Bauern erschossen. — Lehmann aus Dresden, kam nach der Schlacht von Culm zur Compagnie. — Lieblich, Bileteur bei der Servis-Kasse zu Breslau. — Lomba, der Samojede, letzte Gutsbesitzer bei Berlin. — Lomba, trennte sich im Waffenstillstand von der Compagnie. — Lombarth, Uhrmacher. — v. Maffow, wurde bei Lützen bleistift, später Lieutenant. — Marquard, jetzt Prediger in Jülichau. — Maurer I. — Maurer II., Grenz-Aufseher in Oppau bei Niebau. — Meyer, der Besch, — jetzt Schuhmacher in Schwednitz. — Meißner, Ober-Jäger, Student, entlie in der Schlacht bei Lützen, wurde in Regnitz arretirt und nach Breslau gebracht. — Milde, Defonom, zuletzt Cangelist in Neichenbach, ist todt. — Monstky, Handlungsbienner, wurde in Berlin Cabinets-Secretär, Trunkes halber entlassen, starb im Arbeitshaufe zu Jauer. — Mosch. — Müller, Ober-Jäger. — Müller, der Schwarze. — Rubel-Müller, sein Rubel wurde bei Groß-Görtschen an der Mauer erschossen. Müller war zuletzt Capitän

Schneider, Schneider in Breslau. — Scholz, von den Garde-Corps-Jägern als Ober-Jäger zur Compagnie. — Scholz, ein Revierjäger beim Grafen Dandemann in Peterwitz bei Trebnitz, trug ein Ohrgehänge. — Schuly, Ober-Jäger, wurde Lieutenant in Frankfurt a. M., jetzt Confistorial-Rath in Oppeln. — Schuly, der Schwarze. — Schuly, der Probefriede. — Schuly, Regendel Nr. 1. — Schuly, Regendel Nr. 2. — Schuly, Lieutenant a. D. und Regierungs-Hilfsarbeiter in Oppeln. — v. Seelen, Ober-Jäger, zuletzt Hauptmann a. D. — Seger, Ober-Jäger, wurde bei Lützen in die rechte Hand bleistift. — Singer, jetzt Major in Magdeburg. — Siegert, zuletzt Gendarm in Strehlen. — Senff, Ingenieur-Major. — Streck, Ober-Jäger, zuletzt Polizei-Rath in Breslau, starb im Irrenhaufe. — v. Studnitz, Haupt-Steuer-Unts-Rendant in Görlitz. — Steinweg, jetzt Major beim 27. Landwehr-Regiment in Sangerhausen. — Sonnenberg (Ich werde die Franzosen schon nuden) wurde bei Lützen von den Pariser Fusaren zusammen gehauen, starb einige Jahre nachher in Folge der Wunden. — Stander, zuletzt Gendarm am Rhein. — Sperling,

Golbarbeiter in Breslau, ist todt. — Schilling, Golbarbeiter. — v. Schudmann, Ober-Berg-rath, cessat, gehört zur 2. Compagnie in Brieg, ist todt. — Tamanti I., Tamanti II., Heindrich, Vater und Sohn. — v. Taupadel, jetzt Landrath, Mittheiler a. D. zu Hofschowitz bei Pilschen. — Thiem der Schwarze, war Capitän bei der Regierung in Breslau. — Thiem, Conditor, kam wegen eines Diebstahls in Ernstdorf bei Reichenbach auf Festung. — Thilo, Steuer-Aufscher in Breslau, wurde des Trunkes halber pensionirt, ist todt. — Tuffaint. — Trautvetter. — Töpfer, wurde bei Lüben durch den Kopf geschossen und kam beim Einzuge in Berlin der Compagnie blind entgegen. — Unverricht, Gutsbesitzer von Grünau bei Breslau, blieb schon den ersten Marsch am Besten Jellez zurück und ging zur Cavallerie. — Ulrich, Postor in Spottau. — Wehrmann, wurde Lieutenant. — Westphal, jetzt Gerichts-Rath in Schmiedeberg. — Weber, Ober-Jäger, zuletzt Kaufmann in Venedig, ist todt. — v. Wessel. — Wiegner, jetzt Kaufmann in Venedig. — Wiesner, Schneider in Breslau, ist todt. — Wolff, Ober-Jäger, wurde Lieutenant. — Wöppel, Gärtnere in Potsdam. — Wolfer, als Hauptmann in der 5. Artillerie-Brigade in Schweidnitz. — Wöhrer, arbeitete im Bureau des Ober-Lieutenants v. Wörsleben, blieb in der Schlacht bei Paris. — Waegner, Lieutenant und Kreis-Secretär in Reisse, ist todt. — Zehe, zuletzt Ober-Förster in Ratibor. — Züllich.

Ich habe mich Sonnabend den 6. Februar 1813 bei dem Major von Boler, Schuhbrüder Nr. 51 gemeldet; an der Aloventhüre war das Maß und dabei ein Stiefelnecht befindlich. Als ich mich meiner Stiefeln entledigen wollte, rief der Major den Witz: ich möchte sie lieber anbehalten, denn er würde sonst erst ein Viertel zum Messen herbeifolien lassen. Der Feldwebel Brande, welcher im Bureau beschäftigt war, stellte mich unter das Maß und erklärte, daß mir noch ein Strich fehle. Ich wurde jedoch angenommen und mein Nationale aufgenommen. Unter den mir vorgelegten Quartier-Billets wählte ich das bei dem gelehrten Herrn Meyer, Carl-Straße in dem Classenschen Hause. Von Sonntag den 7. an equipirt und armirt, dann täglich exercirt und geschossen. Montag den 22. starb mein Vater. Dienstag den 23. erhielt ich durch einen Boten ein Schreiben an meinen Vater vom Magistrat aus Stroppen, mich den 24. nach Trebnitz als Cantonist beim Landrath zu stellen. Sonntag den 28. Sr. Majestät dem Könige im Palais vorgestellt. Mittwoch den 17. März Ankunft des Kaisers von Rußland und Paradeaufstellung am Ringe bei den 7. Kurfürsten. Sonnabend den 20. Abreise des Kaisers nach Kalisch und des Königs nach Berlin. Dienstag den 23. März 1813 marschirten wir aus Breslau; ehe wir abmarschirten, wurde uns zur Ehre von dem königlichen Feldweblicher Offiziermeier auf dem Schweidnitzer Unger ein Dank gebracht, und nach Einsegnung nach dem Dorfe Ninkau abmarschirt. Mittwoch den 24. durch Neumarkt nach Jäselndorf. Donnerstag den 25. nach Liegnitz. Freitag den 26. Ruhetag. Sonnabend den 27. nach Robigen. Sonntag den 28. nach Jäselndorf. Montag den 29. nach Giesmannsdorf. Dienstag den 30. März nach Lichtendorf an der Grenze. Mittwoch den 31. Ruhetag. Donnerstag den 1. April nach Mengelsdorf bei Reichenbach. Freitag den 2. nach Baugen. Sonnabend den 3. nach Ridersdorf. Sonntag den 4. durch Siolpen nach Dresden. Montag den 5. Ruhetag. Dienstag den 6. nach Jäselndorf, bis zum Freitag den 9. daselbst geblieben. Sonnabend den 10. nach Gohlau, bis zum Donnerstag den 15. geblieben. Freitag den 16. früh 5 Uhr exercirt und (16. Chor) Freitag, den 18. Oestern um 11 Uhr vom Exercir-Platz abmarschirt, durch Mittweide nach Gösig und bis zum Dienstag den 20. daselbst geblieben. Mittwoch den 21. nach Johannisw. Donnerstag den 22. Ruhetag. Freitag den 23. nach

Eigendorf, bis zum Mittwoch den 28. geblieben. Donnerstag den 29. nach Klein-Zedlitz. Freitag den 30. nach Groß-Zedlitz. Sonnabend den 1. Mai beim russischen Kaiser und unserm König vorbei marschirt und nach Borna in Bibowac. Erste Ausübung der Kochkunst, wobei meine Klöße gut gerietten, die andern aber einen Papp zu Stande brachten. Sonntag den 2. Mai früh Marsch durch Pegau. Mit einem 20-Kreuzer schloß ich elend in ein Gasthaus dicht am Ausgange des Städtchens, um mir einen Trunk Bier zu kaufen; ein am Fenster stehender Stadtsoldat füllte mir mein Feldgeschütz mit Bier und gab mir den dargebotenen 20-Kreuzer mit dem Bemerten wieder: „Mein Sohn, ich wünsche Dir heute viel Glück!“ — In der Küche, aus der mir früher Bratengeruch entgegenstufte, erhielt ich ein ansehnliches Stück Brot und zwei Stück Kalbsbraten, wofür ich gleichfalls nichts bezahlen durfte, sondern mein Geldstück mit dem nämlichen Glückwunsche, wie vom Stadtsoldaten zurück erhielt. Dicht hinter Pegau holte ich die Compagnie auf der Landstraße wieder ein; zur Linken das Hochgericht, zur Rechten eine große Wiese, auf welcher die Compagnie aufmarschirte, die Gewehre zusammenlegte und sich einige Zeit erholte. Hier verzehrte ich mit meinem Kollegen Donborn die mitgebrachten Victualien. Bald darauf mußte die Compagnie antreten, die Gewehre wurden revidirt und jetzt das erste Mal geladen, um auf Menschen abgeschossen zu werden, was gewiß in Jedem ein eigenthümliches Gefühl erregt haben mag. Der Hauptmann von Gebel ertheilte der Compagnie mehrere gute Verhaltensregeln, besonders rief er uns, zwei Hemden anzuziehen, Bindegzeug und Charpie in den Gaks zu stecken und alles Ueberflüssige aus dem Tornistr zu entfernen. Hierauf marschirten wir bis auf eine Anhöhe, wo der General-Stab sich placirt hatte. Der Weg bis dahin war von den marschirenden Truppen durch weggeworfene Spielfarten, Büffel zc. besetzt. Die Garben waren anfänglich für 3 Treffen bestimmt, wir erhielten aber sofort den Befehl, in's zweite Treffen einzurücken. Hier erreichten uns schon die ersten feindlichen Kanonentoueln. Im geschlossenen Bataillon marschirten wir sodann bis an den Floggraben von Groß-Görschen, wo uns ein Unglücksbote, ein Adjutant, den auf einem Mißverständniß beruhenden Befehl überbrachte, daß wir freiwillige Jäger Groß-Görschen eintürmen sollten, anstatt es im Allgemeinen hätte heißen sollen: „Freiwillige vor!“

Auf das Commando „Rechts“ und „Links um!“ marschirten wir aus dem Carré und unser Capitän ließ zum Tirailiren blasen. Als wir auf das Dorf losgingen, trafen die kleinen Garde-Jäger, welchen Napoleon den Namen Schwallungen beigelegt hatte, auf die bärnigigen, baumlangen französischen Garde-Grenadiere. Ein Hagelregen von Gewehr- und Kartätschfugeln empfing uns; dessen ungeachtet aber wurde Groß-Görschen, obgleich es zweimal erstürmt und jedoch wieder entzissen worden war, nach dem dritten Sturm endlich besetzt. Beim zweiten Sturm verlor ich unglücklicherweise meine Büchse, der Oberjäger Seger, der in die Hand bleibst, war, gab mir die feimige nebst Patronen und befehlt einfallen die meinte an sich. Der Capitän und der Lieutenant Zange waren bleibst, die Compagnie gewaltig geschmolzen. Hinter Groß-Görschen nahm der Oberjäger Strecke mit nebst 14 Mann und schloß sich an eine eben ankommende ostpreussische Jäger-Compagnie mit Bewilligung des Capitäns derselben an; wir gingen weiter vor und verloren, hinter einer Anhöhe auf den Feind treffend, den Jäger Gallus. Da erschienen mehrere preussische Regimenter, die uns ablösten und von deren Commandeur mir Befehl ertheilten, bis gegen Pegau an die beiden bekannten Windmühlen, wohin die Garde sich schon längst zurückgezogen habe, uns gleichfalls zurückzuziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Schloß Friedland.

(Mit Illustration.)

Am Vereinigungspunkte des Rasniz und Wittig, einem Nebenflusse der Lausitzer Neiße, erhebt sich bei dem Städtchen gleichen Namens auf einem Basaltbühl das ehemals Wallensteinische Schloß, welches so große und fabelhafte Erinnerungen nach ruft. Das Schloß ist uralt, was zum großen Theil daher rührt, daß es in früheren Zeiten allen Belagerern schwer zugänglich war und so vor Verstärkungen geschützt blieb. Auf allen Seiten, außer der gegen die Stadt zu, machten es die Basaltfelsen unerreicher, überdies ist der ganze Gebäudecomplex durch starke Mauern und auf nordöstlicher Seite durch einen tiefen Burggraben vertheidigt gewesen. Ueber den Graben führte nur eine Zugbrücke. Als der blinde Jüta die Burg vergeblich belagerte, soll er in die charakteristischen Worte ausgebrochen sein: „Diese Burg ist nicht von Menschenhand gebaut und wird nicht durch Menschenhand zerstört werden!“

Am Schloßportal befindet sich noch das Wappen Derer von Biberstein, welche die Burg von 1278 bis 1551 in Besitz hatten. Die Nachfolger der Biberstein, die Herren von Rüdern, hatten in ihren Reihen den tapfern Christoph, welcher eine Säule des Protestantismus in Böhmen war und in der Schlacht am Weißen Berge 1620 mit unterlag. Er mußte flüchten, der Kaiser nahm sein Schloß in Besitz und verkaufte

es an Wallenstein, der im nordöstlichen Böhmen 65 Befestigungen hatte, die er zum „Bergzithum Friedland“ vereinigte. Wallenstein war der Ältern Schließens und kann bei uns, trotz der dichterischen Verherrlichung durch Schiller, nicht in geeignetem Andenken stehen. Er hat eine furchtbare Tyrannei über Schlesien geübt und namenloses Unheil über dies Land herbeigeführt.

Als Wallenstein in Eger ermordet worden war, fiel Schloß Friedland, unter anderen Wallensteinischen Herrschaften, dem damals zweideutigen Grafen Matthias Gallas zu, und im Besitz der Familie Clam-Gallas ist Friedland noch heute. Die Schweden stürmten das Schloß dreimal: 1639, 1642 und 1645, das dritte Mal bezwangen sie es und blieben darin bis zum Westfälischen Frieden.

In Schloß Friedland sind unter Anderem merkwürdig: das Wallenstein'sche Geldstückchen, d. h. das Burgverließ, in welchem der Feldherr seine immensen Schätze bewahrt haben soll; die Rüstammer mit 761 genöthigt hat; die Capelle, 1598 erbaut, mit prächtigen Altarbildnissen, Fresken und einem wunderbar schön gemalten Fenster. Vom Schloßthum genießt man eine herrliche Aussicht.

Sir's Haus.

Sir junge Mütter. Der kgl. Bezirksarzt Dr. Mair in Ingolstadt erläßt eine Warnung, die wir ihrer Wichtigkeit wegen wörtlich zum Abdruck bringen: „Ich habe in Erfahrung gebracht, daß Hebammen für Kinder im ersten Lebensjahre, ja sogar für Neugeborene Camillenthee als Getränk und Meiswasser als Nahrung empfehlen; der Thee ist für so zarte Kinder geradezu gesundheitsschädlich und macht ihnen Bauchgrimmen und Durchfall. Das Meiswasser enthält nicht genug Nahrungsstoff und die Kinder verhungern dabei. Ein Kind im ersten Lebensjahre bedarf, wie ein junges Thier, nur Milch, oder, stark gezuckerte, und in den ersten drei Lebensmonaten mit einem Drittel Wassers verdünnte Kuhmilch zu seiner Nahrung, per Tag etwa einen Liter, wenn die Verhältnisse die natürliche Ernährung durch die Mutter nicht gestatten, und reines Wasser, oder Fudersaffer zum Getränk. Das unreine Wasser der städtischen Pumpbrunnen darf aber nicht benutzt werden, sondern nur das Wasser der Mährenleitung. Wenn ich noch einmal höre, daß sich eine Hebamme einen solchen, ihren Lehren und Pflichten widersprechenden Unfug zu Schulden kommen läßt, so werde ich dieselbe zur Verantwortung ziehen.“

Gesunde Luft in Schlafzimmern. Professor Dr. Reclam erklärt: Das Schlafen bei offenen Fenstern ist im Volke höchst unredlicher Weise in Verfall gekommen und gilt als gefährlich, sowie überhaupt die Nachtlust als schädlich. Die Luftströmungen zur Nachtzeit sind aber nur in denjenigen Gegenden nachtheilig, in welchen Sumpfböden besch, dessen krankmachende Aushauchungen sich gerade zur Nachtzeit in die Luft erheben. In Gegenden mit trockenem Boden, auf Bergen und in den höheren Stadtheilen der Häuser ist umgekehrt die Nachtlust reiner und gesünder, als die Luft des Tages. — Um durch offene Fenster während der Schlafzeit diese Luft sich zuzuführen, verfähre man so: Wer neben seinem Schlafzimmer über ein während der Nacht unbewohntes Zimmer verfügt, der öffne die Verbindungsthüre zwischen beiden Zimmern und lasse je nach der Kälte der Jahreszeit im anderen Zimmer nur einen der oberen Fensterflügel oder zwei, oder in den heißen Sommermonaten sämtliche obere und untere Fensterflügel offen stehen. Wer dagegen nur ein Schlafzimmer ohne Nebenräume hat, der öffne einen der oberen (von seinem Bette möglichst entfernten) Fensterflügel so weit, daß der Querriegel zwischen Fenster und Fensterrahmen eingeschoben wird, oder er klemme einen Korkstopfen zwischen beiden fest, und binde mittelst einer Schnur die beiden Fenstergriffe so aneinander, daß das geöffnete Fenster zur Nachtzeit sich nicht bewegen kann, sondern nur eine gleichmäßige Spalte offen bleibt. Hierauf lasse man die Fensterrolle nieder. Dann wird während der ganzen Nacht ein Ausguck der Luft und der Temperatur stattfinden; man wird in kühler, reiner Luft viel erquickender schlafen und sich am andern Tage weit mehr gestärkt und arbeitslustig fühlen, als im geschlossenen, mit schlechter Luft gefüllten Raume. Ebenso wird Jeder an seiner Arbeitslust und Arbeitsfähigkeit den Vortheil der zur Sommerzeit geöffneten oberen Fenster spüren. Die Öffnung der oberen Fensterflügel gewährt noch den Vortheil, daß nicht nur die Luft des Zimmers sich schneller reinigt, sondern daß man auch weniger unangenehmen Zugwind zu befürchten hat. Vor Zugwind braucht man nicht zu ersparen, wenn man nicht erhitzt ist. Derselbe ist nicht krankmachend und wird gesunden, nicht vermeintlichen Personen keineswegs so schädlich, als die schlechte Luft des zugfreien Zimmers. Die Mangelhaftigkeit vor Zugwind ist in grundloser Weise verbreitet und bei den meisten Personen geradezu lächerlich.

Zur Gesundheit der Kinder. Professor Hermann Cohn in Breslau stellt für die Schule folgende Grundsätze auf: Die Schule kann die Gesundheit schädigen, daher muß jede Schule einen Schularzt haben. Der Schularzt muß Sitz und Stimme im Schulvorstande haben; seine hygienischen Anordnungen müssen ausgeführt werden. Der Schularzt muß bei Neubauten den Bauplatz und den Bauplan hygienisch begutachten und den Neubau hygienisch überwachen. Seinen Anordnungen betreffs der Zahl, Lage und Größe der Fenster, der Heiz- und Ventilations-Einrichtungen, der Aborte, sowie der Zubereiten muß Folge gegeben werden. Der Schularzt muß bei Beginn jedes Semesters in jeder Klasse alle Kinder messen und sie an Sublimen placieren, die ihrer Größe entsprechen. Der Schularzt muß alljährlich die Refraction der Augen jedes Schulkindes bestimmen. Der Schularzt hat die Pflicht, in Zimmern, welche dunkle Plätze haben, die Zahl der Kinder zu beschränken, ferner Schulmobiliar, welches die Schüler zum Krümmen zwingt, und Schulbücher, welche schlecht gedruckt sind, zu entfernen. Dem Schularzte muß jede anstehende Erkrankung eines Schulkindes gemeldet werden. Er darf dasselbe erst dann wieder zum Schulbesuche zulassen, wenn er sich selbst überzeugt hat, daß jede Gefahr der Ansteckung beseitigt ist und daß die Bücher, Hefte und Kleider des Kindes gründlich desinficirt worden sind. Der Schularzt muß, wenn der vierte Theil der Schüler von einer anstehenden Krankheit befallen ist, die Klasse schließen. Jeder Schularzt muß über alle hygienischen Vorkommnisse und namentlich über die Veränderungen der Augen der Schüler ein Journal führen und es alljährlich dem Regierungs-Schularzte einreichen.

Allerlei Heiteres.

Aus der höheren Töchter Schule. Doctor K. ist ein neuer Lehrer und trotzdem der Herr noch jung ist, hat er dennoch nicht das Glück gehabt, den jungen Damen der Oberklasse zu gefallen, und es war daher beschlossen, ihm das zu zeigen. Als der Doctor Tags darauf in das Schulzimmer tritt, muß er zu seinem Erstaunen wahrnehmen, daß nur die eine Hälfte seiner Schülerinnen erhebt sich, während die andere ruhig sitzen bleibt. Anfangs wußte der junge Mann nicht recht, was er nun zu thun habe, dann aber war er bald gesagt und sagte lächelnd: „Mir kann es gleichgültig sein, meine Damen, ob sie mich durch Aufstehen ehren oder lieber sitzen bleiben, nur sollte ich meinen, daß sich zum Letzteren noch später für Sie Gelegenheit finden dürfte.“

Ginberufen. Hauptmann K. von der Landwehr liebte sehr die präcise Ausdrucksweise, er war Oberlehrer. Auch seinen Landwehrlenten wollte er die „gebrängte Kürze“ beibringen. Das führte zu manchem kleinen Unf. „Eines Morgens meldeten sich Mehrere krank, worunter auch ein Spielmann. Als Leiden gab der Spielmann rheumatische Schmerzen im rechten Arme an. Der Assistenzarzt fragte: „Können Sie mit dem Arm nicht trommeln?“ — „Nein, Herr Doctor!“ — „Gut, so bleiben Sie heute von der Uebung weg.“ Es wiederholte sich dieser Dialog einige Tage hindurch und der Spielmann führte das gemüthlichste Leben, während seine Compagnie in der Junifonne sich quälten mußte. Endlich, da die Vorstellung nahte, sollte der Spielmann auf alle Fälle gesund gemacht werden. „Können Sie denn jetzt noch nicht trommeln!“ fragte ziemlich bösch der Assistenzarzt. — „Nein, Herr Doctor!“ lautete die bestimmte Antwort. „Aber Sie müssen doch geheilt sein, oder empfinden Sie noch Schmerzen im Arm?“ — „Nein, Herr Doctor!“ — „Nun, zum Teufel, so müssen Sie auch trommeln können.“ rief der Arzt, holte eine Trommel und sagte: „So, probieren Sie es einmal!“ — „Ich bin Hornist,“ lautete die präcise Antwort. Bei den sich daran knüpfenden Auseinandersetzungen berief sich der Spielmann auf sein bei dem Herrn Hauptmann geübtes Collegium über die präcise Umgangssprache des Soldaten mit seinen Vorgesetzten.

Ein Witz über August Wilhelm. Als jüngst der berühmte Geiger im Frankfurter Museums-Concert gespielt, bildete er namentlich in Kunststücken das Tagesgespräch. Dabei warf eine Kunstjüngerin die Frage hin: „Warum schreibt sich denn Wilhelm am Ende mit einem „i“?“ Hierauf erwiderte der Musikdirector: „Nun, er spielt ja doch wie ein „Zott“.“

Aug und All. Eine unbeliebte Ästliche Dame bemerkte beim ersten Gelächte einer neuen Glosse, daß sie zu hell töne und nicht tief genug drumme. Darauf sagte ihr Gatte zu ihr: „Daß das nur gut sein, die Glosse ist noch jung, wenn sie einmal so alt ist wie Du, dann wird sie schon brummen!“

Aus der Schule. Lehrer: „Müller, kannst Du Dich erinnern, wer das gesagt hat: Die schönen Tage von Vranjes sind nun vorüber?“ Müller: „Ja, das hat mein Vater gesagt, als die Mutter von der Badereise zurückgekehrt ist!“

Spiele und Denkaufgaben.

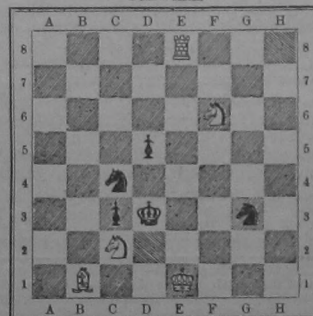
Schach.

Redigirt von J. Mindwiz in Leipzig.

Aufgabe I.

Von J. Rabot in Glycca.

SCHWARZ.



WEISS.

Weiß zieht an und setzt in drei Zügen matt.

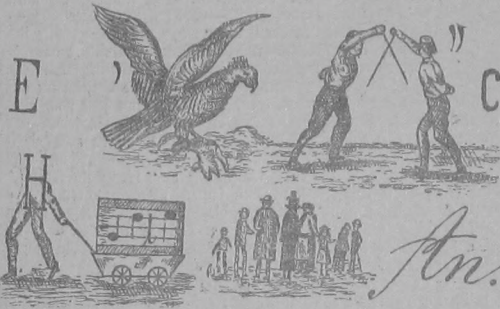
Neue Preis-Räthsel.

Zwölf Kapitelräthsel von B. Schröder in Lübeck.

In jedem der folgenden Sätze ist in ununterbrochener Reihenfolge der Buchstaben ein Wort enthalten, dessen nähere Bezeichnung hinter dem Satz bemerkt ist:

1. Die beraubte Karawane zog betriebl heimwärts. (Thier.)
2. Der Dampfer langt eher an als das Segelschiff. (Stadt.)
3. Die Dilettanten fangen das Terzett unedelhaft. (Blume.)
4. Von allen Mineralien ist der Edelstein am feinsten. (Vogel.)
5. Der Löwe schritt stolz am Panther vorüber. (Oper.)
6. In diesem Arsenal herrscht die größte Ordnung. (Gott.)
7. Der Kranke schläft, sein Athem ist fast unhörbar. (Göttin.)
8. Spüre in der Zeit, so hast Du in der Noth. (Mineral.)
9. Die Muse der Sternkunde heißt Urania. (Land in Asien.)
10. Wir reisen nach Niga, um entfernte Verwandte zu besuchen. (Körpertheil.)
11. Auch in der größten Trübsal muß man den Muth nicht sinken lassen. (Räthsel.)
12. Der Steuermann muß alle nautischen Instrumente kennen. (Dichter.)

Nebus von H. Bohmbach.



Reithmograph von J. W. Petersohn.

1 2 3 4 5 6 2 eine Stadt in Schlessen, 7 8 9 10 3 ein großer Fluß in Deutschland, 2 5 11 12 12 9 12 ein griechischer Sagenheld, 9 13 10 5 ein männlicher Vorname, 14 15 3 6 2 ein großer Strom in Europa, 9 7 3 12 16 ein männlicher Vorname, 7 10 13 10 3 10 eine Stadt in Italien, 5 9 10 17 4 10 18 eine große mitteldeutsche Stadt, 6 13 6 7 11 5 6 10 12 eine Prachtblume, 12 15 3 6 16 9 ein Musikstüd, 12 6 3 12 12 15 2 19 10 ein preussisches Königschloß, 16 10 4 10 6 3 ein italienischer Maler. Die Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten gelesen ergeben den Anfang eines heiligen L. des.

Räthselprung von Charlotte Fromm.

	feh.	uns	brum	wir	
ein.	Kind	auch	wir	ten	ler.
mal	sind	ten	saß	den	bei
mein	on	wer.	daß	ne	geh.
schen	manch	nie	ver.	de	bei
der	geih'n	men.	de	ver.	zu

Auf die richtigen Lösungen vorstehender Preisräthsel werden nachstehende Preise gesetzt:

10 Preise, bestehend in Romanen à 3—5 Mark aus dem Verlage von S. Schottlaender in Breslau, für Lösung von mindestens drei Preisräthseln;

5 Preise, bestehend in Romanen à 3 Mark aus dem Verlage von S. Schottlaender in Breslau, für Lösung von mindestens zwei Preisräthseln.

Die Preise werden unter sämmtliche Einsender verlost. Die Lösungen müssen bis zum 1. Decbr. bei der Redaction eingegangen sein.

Das Breslauer Sonntagblatt

eröffnet mit der vorliegenden Nummer seinen fünften Jahrgang. Wie wir bisher unter der beifälligen Theilnahme unserer geehrten Leser mit Erfolg befreit gemein sind, in dieser illustrierten Wochenschrift alle Eigenschaften eines guten Familienblattes und zugleich den Charakter eines spezifisch schlesischen Organs zu vereinigen, so haben wir auch für den neuen Jahrgang alle Veranstaltungen getroffen, um dem „Breslauer Sonntagblatt“ einen sorgfältig gewählten, anmuthig unterhaltenden und anregend belehrenden Inhalt, geschmückt mit zahlreichen künstlerischen Illustrationen, geben und möglichst viele schlesische Mittheilungen aus bewährten Federn darbieten zu können. Die Förderung aller geistigen und materiellen Interessen der Nation und des deutschen Hauses, sowie der Kenntniß schlesischen Lebens werden wir uns im „Breslauer Sonntagblatt“ stets angelegen sein lassen.

Ungeachtet der reichen literarischen und künstlerischen Gaben, welche wir bei so billigen Preise bringen, dürfen wir uns der treuen Anhänglichkeit unserer Leser und der thatkräftigen Unterstützung weiser Kreise versichert halten.

Den spezifisch schlesischen Theil des „Breslauer Sonntagblatt“ beginnen wir mit einer längeren, höchst interessanten patriotischen Darstellung: **Schlesische Befreiungskämpfer**, enthaltend das Tagebuch eines alten freiwilligen Jägers aus Breslau über die Züge und Kämpfe gegen die Franzosen sowie eine große Reihe von Erinnerungsblättern von der Hand der Kämpfer, die in allen braven schlesischen Herzen ihren innigen Wiederhall finden werden.

Außerdem bitten wir folgende Uebersicht derjenigen Beiträge, die wir zunächst mittheilen werden, beachten zu wollen:

Zunächst zwei durchaus gehaltreiche, fein ausgearbeitete, farbenfrische und spannende Romane:

Die Tochter des Commerzienraths, von Ewald August König.

Die Heye von Weimar, von Julius Grosse.

Außerdem: **Das Nocturno Chopins**, von Moritz von Reichenbach. Ein einsames Grab, eine wahre Geschichte aus Oberschlesien von Martin Bauer. Ein Ueberfall durch Tiger, von Alb. Knll. Das letzte Glück, von Erich von Hutten. Rubana, von Leon Sloc. Prinzess Waldbreite, von Annie Body (pseudonym). Auf Königs Befehl, von Leo von Stür. Belene, von J. Berg. Die Gismischer, von Ludwig Habicht. Die böse Stiehe, Humoreske von C. Schroeder. Johannisstriebe, von Franziska von Empurg. Ein Haugball, von Margarethe Koeve. Frühlingstage, von J. Sago. Conia, Erzählung aus dem Carlislekrieg von C. E. Bressanone. Das Schlangenfest in den Abruzzen, von C. Ciamboli. Perlen, von Alfred Stelzner. Reisebilder aus Norwegen, von Jac. Finkelhaus. Vom Tonsaß zur Adria, von Sacroma. Venedig, von J. Wittenburg. Das Berliner Gaunertum, von Adam Köpfier. Gruesert, Criminalnovelle von Jul. Mohkau. etc.

Männer und Frauen der Wissenschaft, Kunst, Literatur und des öffentlichen Lebens in Biographien mit Portraits (Rudolf Virchow, Theodor Mommsen, Paul Heyse, Hans Wadenhufen, Karl Piloty, Hans Richter, Ludwig Knaus, Meissner, Defregger, Fanny Schöndorff, Rudolf Vambach, Heinrich Schliemann, Georg Ebers, Joseph Joachim, Johannes Brahms, Prof. Helmholtz, Anton Rubinstein, Leopold von Ranke, H. Siemens, Klaus Groth, Felix Dahn, Hermann Lingg etc.).

Uebrigens in jeder Nummer: Für's Hans, Allerlei Witzliches, Schlesische Chronik, Coloniales, Humoristisches, Spiele und Denkaufgaben mit Spaß, Stat und den so beliebten Preis-Räthseln, Correspondenz mit den Lesern etc.

Möge hiermit das „Breslauer Sonntagblatt“ allen Schlesiern zu weiterer recht zahlreichem Abonnement empfohlen sein!

Inhalt: Die Tochter des Commerzienraths. Roman von Ewald August König. — Der schlesische Jäger. (Mit Illustration.) — Schlesische Spiele in Breslau in alter Zeit. — Das Nocturno Chopins. Novelle von Moritz von Reichenbach. — Christoph Columbus im Leben und im Tode. (Mit Illustration.) — Ein einsames Grab. Eine wahrhafte Erzählung von Martin Bauer. — Schlesische Befreiungskämpfer. Aus dem Tagebuch eines schlesischen freiwilligen Jägers. — Schloß Breslau. (Mit Illustration.) — Paul Heyse. (Mit Portrait.) — Schlesische Chronik. — Jagd-aventureur I. — Für's Haus. — Schach. — Preis-Räthsel.

Verantwortlicher Redacteur: Karl Teichner in Breslau. — Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.